

Univerza v Ljubljani
Filozofska fakulteta



Hg. von Johann Georg Lughofer

ERINNERN – ENTHÜLLEN – ERZÄHLEN

Poetikvorträge österreichischer Autoren
mit Fotografien von Bernhard Hinz

Ljubljana, 2023

Erinnern – Enthüllen – Erzählen Poetikvorträge österreichischer Autoren

Zbirka: Slovenske germanistične študije; 16 (ISSN 2232-6219)

Uredniški odbor zbirke: Darko Čuden (Ljubljana), Primus-Heinz Kucher (Celovec), Almut Hille (Berlin), Marija Javor Briški (Ljubljana), Brigita Kosevski Puljić (Ljubljana), Mira Miladinović Zalaznik (Ljubljana), Irena Samide (Ljubljana), Neva Šlibar (Luzern/Ljubljana), Harald Tanzer (Regensburg), Monika Unzeitig (Greifswald), Špela Virant (Ljubljana), Elisabeth Waghäll Nivre (Stockholm), Christian Norbert Wolf (Wien)

Urednik: Johann Georg Lughofer

Lektoriranje: Bernhard Winkler

Fotografije: Bernhard Hinz

Fotografija na naslovnici: Bernhard Hinz

Oblikovanje in prelom/Gestaltung und Layout: Jure Preglau

Oblikovna zasnova naslovnice: Janez Zalaznik

Založila: Založba Univerze v Ljubljani

Za založbo: Gregor Majdič, rektor Univerze v Ljubljani

Izdala: Znanstvena založba Filozofske fakultete Univerze v Ljubljani

Za izdajatelja: Mojca Schlamberger Brezar, dekanja Filozofske fakultete

Ljubljana, 2023

Prva izdaja

Tisk: Birografika Bori, d. o. o.

Naklada: 100 izvodov

Cena: 9,90 EUR



To delo je ponujeno pod licenco Creative Commons Priznanje avtorstva-Deljenje pod enakimi pogoji 4.0 Mednarodna licenca (izjema so fotografije)./This work is licensed under a Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License (except photographs).

Knjiga je nastala v okviru programske skupine Intercultural Literary Studies P6-0265, ki jo iz sredstev proračuna RS financira ARIS.

Prva e-izdaja. Publikacija je v digitalni obliki prosto dostopna na: <https://ebooks.uni-lj.si/ZalozbaUL/>
DOI: 10.4312/9789612972646

Kataložna zapisa o publikaciji (CIP) pripravili v
Narodni in univerzitetni knjižnici v Ljubljani

Tiskana knjiga

COBISS.SI-ID=186063363

ISBN 978-961-297-265-3

E-knjiga

COBISS.SI-ID=185897219

ISBN 978-961-297-264-6 (PDF)

Inhaltsverzeichnis

<i>Johann Georg Lughofer</i> Erinnern – Enthüllen – Erzählen. Literatur als Gedächtnis	5
<i>Ludwig Laher</i> Erinnern ist ein Lebensmittel, das nicht allen schmeckt	21
<i>Robert Prosser</i> Fremde	49
<i>Peter Rosei</i> Erinnern und Erzählen	61
<i>Vladimir Vertlib</i> Erinnern-Enthüllen-Erzählen: Reflexionen über Flucht- und Grenzräume	77
<i>Janez Zalaznik</i> Die Stadt zwischen Beklommenheit und poetischer Huldigung	105



Johann Georg Lughofer

Erinnern – Enthüllen – Erzählen. Literatur als Gedächtnis

1 Wieviel Dichtung, wieviel Wahrheit? Wieviel Fiktion, wieviel Fakten? Dichtet sogar Klio?

Das Dachthema der Poetikvorträge österreichischer Autoren 2018 bis 2023 sollte zwar locker an das von der Antike bis heute stark diskutierte Verhältnis von Literatur und Geschichte anschließen, aber den Schriftstellern individuelle Auslegungen erlauben.

Das Näheverhältnis von Literatur und Geschichte ist als relevante Fragestellung allgemein anerkannt. Historische Ereignisse und Entwicklungen werden in literarischen Texten gestaltet, Fiktion und Fakten dabei diskutiert und in Spannung gebracht.

Die Geschichtsschreibung selbst wird durch literarische und textuelle Strategien geformt. Immerhin wurde bereits der zweite Nobelpreis für Literatur 1902 dem Historiker Theodor Mommsen verliehen, nach der Jury „dem gegenwärtig größten lebenden Meister der historischen Darstellungskunst“. Nach Fragestellungen des linguistic turn in den späten 1970ern und 1980er-Jahren, welche die Unhintergebarkeit der Sprache und die Unvermeidbarkeit des Narrativen diskutierten und sicher geglaubte Kategorien wie Objektivität, Neutralität und Wahrheit grundlegend in Frage gestellt haben, rückte Hayden White den Blick noch intensiver auf die erzählerische Komponente, die Narrativität der Geschichtsschreibung. Bereits auf der Ebene der faktischen Beobachtung und Recherche, nicht erst auf der Darstellungsebene der Geschichtsschreibung, sei die Macht der Sprache herauszustellen. Früh wird ein bedeutungsstiftender Prozess in Gang gesetzt, welcher in Beschreibung, Erklärung und Interpretation die Vergangenheit plausibel macht und auf Kohärenz und Sinnstiftung

abzielt. Die allzu starke Bedeutungslegung auf die Sprach- und Narrationsverwendung ihrer Disziplin wird von vielen Historikern abgelehnt und die Diskussionen werden fortgeführt.

Sind die Grenzen wirklich dermaßen verschwommen? Inwiefern und wie beziehen sich literarische Texte auf geschichtliche Ereignisse?

Insbesondere in der deutschsprachigen Literatur sind heute diese Fragestellungen besonders aktuell, da nur noch wenige Zeitzeugen der nationalsozialistischen Verbrechen am Leben sind. Marianne Hirsch spricht von einer Generation der Nacherinnerung – „postmemory“. Imagination und Projektion bestimmen immer stärker das Schreiben über die – für Deutschland und Österreich bestimmende – nationalsozialistische Vergangenheit. Weitere Konzepte zu Gedächtnis und Erinnerung in der Literatur bestimmen viele literaturwissenschaftliche Auseinandersetzungen.

Wir präsentieren vier Poetikvorträge von zentralen österreichischen Autoren, deren Diversität in Schwerpunktlegung, generell in Themen, im Schreibstil und in ihrer Generation die Gegenüberstellung ihrer Ansätze und der individuellen Erwägungen zur Rolle der Erinnerung sowie der historischen Ereignisse in ihrem Schreiben besonders aufschlussreich macht.

Die Zeit dieser Poetikvorträge von 2018 bis 2022 wurde von Krisen dominiert. Die Coronaepidemie in Europa ab Anfang 2020 verunmöglichte für längere Zeit Besuche und Vorträge in Präsenz. Dass auch die Epidemie die Wahrnehmung von Literatur beeinflussen kann, wird übrigens bei Ludwig Laher mitunter Thema. Der Angriff Russlands auf die Ukraine im Februar 2022 wirkt ebenso auf die Gedanken zur Bedeutung der Literatur für zeitgeschichtliche Fragen ein, denen hier insbesondere Robert Prosser nachgeht. Eine komplexe Sicht auf russische Befindlichkeiten hat zuvor schon Vladimir Vertlib in seinem Vortrag unternommen.

2 Differenzierte und individualisierte Erinnerung

Ludwig Laher (geb. 1955) ist ein vielfältiger Autor, der mit Prosa, Lyrik, Essays, Übersetzungen, wissenschaftlichen Arbeiten, Herausgaben, Drehbüchern, Hörspielen und -bildern hervorgetreten ist und zahlreiche Preise und Stipendien erhielt. Insbesondere mit seiner Dokumentarliteratur in den Büchern *Herzfleischentartung* (2001), *Bitter* (2014) und *Schauplatzwunden. Über*

zwölf ungewollt verknüpfte Leben (2019) schrieb sich Laher in den Kanon der wichtigsten Erinnerungsliteratur zu den Verbrechen des Nationalsozialismus in Österreich ein.

Darüber hinaus – ganz den Vorschlägen von einer multidirektionalen Erinnerung von Michael Rothberg entsprechend – zeigt sich Laher als äußerst vielseitig in seiner Erinnerungs- und Dokumentationsliteratur. Nicht nur im Roman *Aufgeklappt* (2003) erinnert Laher an den vergessenen österreichischen Vormärz-dichter Ferdinand Sauer. Außerdem ließ er Sinti- und Roma-Frauen zu Wort kommen, direkt in seiner Sammlung *Uns hat es nicht geben sollen: Rosa Winter, Gitta und Nicole Martl. Drei Generationen Sinti-Frauen erzählen* (2004), indirekt in seinem Roman *Und nehmen was kommt* (2007).

Eindringlich und schonungslos, ohne moralische Besserwisserei und sentimentale Verwischungen konnte Laher auch die Herausforderungen und Freuden der Mutter eines Kindes mit „Down-Syndrom“ in *Einleben* (2009) oder die reale Situation der Exilsuchenden in Österreich mit *Verfahren* (2011) den Leser*innen nahe bringen.

Ludwig Laher meldet sich ebenso in den wichtigsten Zeitungen Österreichs und Deutschlands immer wieder zu aktuellen Fragestellungen, sei es zu historisch unpassendem Wortgebrauch der Politiker, zur von dem Antisemiten Franz Stelzhamer verfassten oberösterreichischen Landeshymne oder zum Umgang mit Hitlers Geburtshaus.

Als Auftakt einer internationalen Lehrveranstaltung zu „Slowenisch-österreichischen Erinnerungsorten“ hielt Ludwig Laher am 17. Mai 2022 einen Poetikvortrag, in dem er nicht nur auf die Zuverlässigkeit des persönlichen Erinnerns eingeht, sondern auf sein Schreiben über reale Geschehnisse. In den drei genannten, zentralen Prosatexten beschäftigte er sich ja mit der nationalsozialistischen Vergangenheit der oberösterreichischen-Salzburger Grenzregion, in der er heute lebt, insbesondere mit den ehemaligen NS-Lagern Weyer-St. Pantaleon. Erinnerungen älterer Menschen haben ihn oft zu Details geführt. Besonderheiten seiner Herangehensweise sind die Weigerung, die Zeit des Nationalsozialismus als isoliertes Phänomen zu betrachten, sondern stattdessen Vorgeschichten und Auswirkungen zu beleuchten – sowie die reflektierte Verwendung von entweder ausschließlich schriftlichen Dokumenten oder die Integration persönlicher

Erinnerungen, also die differenzierte und individualisierte Erinnerungen. Dabei sieht Laher einen Kampf um die Deutungshoheit des Gewesenen. Erinnerung sei nie abgeschlossen, sondern wäre immer wieder neu zu bewerten. Dabei kommt gar Corona ins Spiel, welche die Sicht auf den von Laher bearbeiteten und herausgegebenen österreichischen Vormärzdichter Ferdinand Sauter wieder verändert hat. Dass Lahers Literatur und sein Engagement selbst in diese Erinnerung eingreifen, zeigt er an manchen Beispielen seines Wohnorts.

3 Chronist der Folgen der zeitgenössischen Kriege

Der Romancier und Performanceliterat **Robert Prosser (geb. 1983)** sammelte trotz seines jungen Alters eine beachtliche Anzahl von Preisen und Stipendien. Sein großer Durchbruch gelang im August 2017, als sein Roman *Phantome* für den Deutschen Buchpreis nominiert wurde. Im gleichen Jahr kam das Werk für Oktober und November auf die ORF-Bestenliste. Das Buch erinnert an eine nicht lange vergangene, doch oft bereits vergessene Geschichte: Der Roman diskutiert, wie die Jugoslawienkriege und dessen drastische Verbrechen weit in die Generation der Kinder der Geflüchteten nachwirken.

Auch der Syrienkrieg und die Situation der davon Flüchtenden beschäftigten Prosser in seinem Boxerroman *Gemma Habibi* (2019) sowie in der Reportage *Beirut im Sommer: Journal* (2020).

In seiner Übersicht zu seinem eigentlich frei gehaltenen Poetikvortrag vom 16. März 2022 erzählt er von seinem Besuch in der kriegsführenden Ukraine – und den damit verbundenen Überlegungen zur Wirkung von Literatur. Er reflektiert sein Vertrauen, dass Literatur immer erst im Nachhinein wirkt, und sein Akzeptieren, dass sie nicht direkt eingreifen kann. Die Aufzeichnung und Hörbachmachung der vielen Stimmen soll später die Aufgabe der Schreibenden sein.

Prosser hielt sich zufällig am Gedenktag an den Genozid in Srebrenica in Bosnien auf und wurde so zu Recherchen zum Thema und zu seinem Erfolgsroman inspiriert. Zuhören und Erzählen erlebt Prosser als essentiell und sieht die Möglichkeit eines Buches im „Skizzieren des weiten, offenen Raums, den eine geteilte Geschichte schafft.“

4 „Kunst ist vor allem *Erinnerungskunst*“

Am 27. März 2019 besuchte uns der Wiener Autor **Peter Rosei (geb. 1946)**. Er unternimmt gerne mehr oder weniger ausgedehnte Reisen. Dabei gewann er bereits vielfältige Erfahrungen in der universitären Lehre, neben amerikanischen und japanischen Unis unterrichtete er aber ebenso an der Universität Wien sowie an der Universität für angewandte Kunst in Wien.

Sein äußerst umfangreiches Werk ist bekannt dafür, in einem nüchternen, mitunter sarkastischen Ton ein Bild unserer Gesellschaft zu zeichnen. In Ljubljana stellte er den Zyklus *Wiener Dateien* vor, worin österreichische Befindlichkeiten in einer sich schnell ändernden globalisierten Welt exemplarisch dargestellt werden. Als Essayist hat er seine Poetologie und Kunstphilosophie bereits öfters dargestellt.

Mit seinem Poetikvortrag in Ljubljana liefert er eine Auseinandersetzung mit dem schrittweisen Prozess seines Schreibens, wobei das unsichere Erinnern an den Anfang gestellt wird: „Kunst ist vor allem *Erinnerungskunst*.“ Schritt für Schritt nimmt uns Rosei in den Prozess seines Schreibens mit. Das Wissen sieht er aber als nur einen Subtext: „Der Dichter staunt, er hat das Staunen nicht verlernt. Der Dichter vergisst, was er weiß.“ Spannungen zwischen Möglichkeiten, zwischen Ordnung und Unordnung erscheinen Rosei als die Essenz der Literatur.

5 Erinnerungen formen und schaffen

Im Werk **Vladimir Vertlibs (geb. 1966)** spielt Erinnerung durchgehend eine zentrale Rolle. In seinen ersten Büchern *Abschiebung* (1995) und *Zwischenstationen* (1999) greift er auf die eigenen Erfahrungen seiner russisch-jüdischen Herkunft und der Odysee seiner Kindheit mit verschiedenen Aufenthalten in Israel, Italien, den Niederlanden und der USA zurück. Sein zweiter Roman *Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur* (2001) setzt sich mit der Erinnerung der neunzig Jahre alten Einwanderin Masur auseinander, die in einem Stettl im polnisch-russischen Grenzgebiet aufgewachsen ist und wenige Monate nach ihrer Ausreise aus Russland nach Deutschland für ein städtisches Jubiläumsbuch mitwirken soll. Ihre Erinnerungen an den Antisemitismus und Pogrome, an den Zweiten Weltkrieg und Flüchtlinge, an den Kommunismus und Stalin vermischen sich mit

den Beschreibungen ihres gegenwärtigen, oft absurden Immigrantenalltags in Deutschland. Vom Aufzeichnen der Lebenserinnerungen eines Orientalisten, der für das Reichspropagandaministerium eine „faschistische Perspektive für die Welt des Islam“ entworfen hat, handelt auch *Am Morgen des zwölften Tages* (2009). Fragen der Erinnerung und der darauf aufbauenden Identität und (Selbst-)Verortung sind in Vertlibs Werk stets von Belang.

In seinem Poetikvortrag vom 23. November 2018 offeriert er ausgehend von verschiedenen Erinnerungen drei „Versuche“. Zuerst hinterfragt er die ambivalente Selbstwahrnehmung der Menschen eines „Ostens“. Danach werden Wahrnehmungen an der Grenze während der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 schonungslos reflektiert, wobei für den Autor als damals freiwilligen Helfer das Schaffen der Erinnerungen für die Flüchtlinge ausschlaggebend ist. Diese Erfahrungen flossen übrigens ebenso in den Roman *Viktor hilft* (2018) ein.

Erinnerungen an eine Diskussion zu einer offenen Gesellschaft, wo manche Teilnehmer Unverständnis zeigten, dass Identität und Kultur etwas Dynamisches sind, wandelbar und offen, führen Vertlib zu seiner eigenen Geschichte und zu seinem eigenen Schreiben. Seine Migrationsgeschichte, die Herkunft aus Leningrad sowie die Flucht seiner Kindheit mit weiteren siebzehn Stationen, sieht Vertlib bestimmend für sein Schreiben, weil er eine gewisse emotionale Distanz zur deutschen Sprache nie verloren hat: „Ich glaube, dass die Fähigkeit zur Distanz ein Wesenszug von Literatur überhaupt ist. Distanzen müssen aufgebaut werden, bevor man eine Wiederannäherung an ein Thema wagen kann.“ Genauso erscheint Vertlib Selbsterlebtes und Erinnertes der Ausgangspunkt für gelungene Texte: „Wenn ich beim Schreiben das Gefühl habe, dass das Erlebte oder das Erinnerte sowie das Erinnerte, das man nachträglich als Erlebtes wahrnimmt, etwas widerspiegelt, das über die eigene Person hinausgeht, in dem sich also auch andere Menschen spiegeln könnten, dann kann daraus etwas Wertvolles entstehen.“

6 Fotografien als „poetische Reflexionen“ (Daniela Kirschstein)

Eine besondere Bereicherung des Bandes stellen die Fotografien des aus Berlin stammenden **Bernhard Hinz (geb. 1957)** dar, der schon seit 2010 in

Ljubljana lebt und sich als Fotograf in Slowenien mit mehreren Einzelausstellungen bereits einen Namen gemacht hat. Es ist gut nachzuvollziehen, wenn die Münchner Kulturwissenschaftlerin und Bildungsfunktionärin Daniela Kirschstein seine Bilder als „poetische Reflexionen“ bezeichnet. Ausführlicher geht der Kunsthistoriker und Fotograf **Janez Zalaznik (geb. 1963)** auf die Fotografien von Bernhard Hinz in seinem Text ein, der anlässlich der Eröffnung der letzten Ausstellung von Bernhard Hinz im Künstlerverband Ljubljana verfasst wurde.

Dank

Herzlich sei allen Beiträger*innen gedankt.

Dem Österreichischen Kulturforum Ljubljana – seit 2023 unter Direktorin Sonja Reiser-Weininger – gebührt aufrichtiger Dank für die Unterstützung, welche die Poetikvorträge und Lesungen der österreichischen Autoren überhaupt erst ermöglicht hat.

Der Germanistikabteilung der Philosophischen Fakultät der Universität Ljubljana ist für die Offenheit für Veranstaltungen sowie für die Bereitschaft, die Poetikvorträge in der schönen Buchreihe der „Slowenischen Germanistischen Studien“ aufzunehmen, zu danken.

Weiters soll das Trubar-Literaturhaus mit dem Leiter Rok Dežman dankend erwähnt werden, wo zumeist die Lesungen zu den Poetikvorträgen im stimmungsvollen Rahmen stattfinden konnten.

Den Leser*innen sei eine anregende, aufschlussreiche und angenehme Lektüre gewünscht.

















Ludwig Laher

Erinnern ist ein Lebensmittel, das nicht allen schmeckt

Der britische Autor, Regisseur und Schauspieler Stephen Fry, ein schillernder Tausendsassa aus meiner Alterskohorte, meint in einem Aufsatz mit dem Titel „Die Zukunft liegt in der Vergangenheit“, Geschichte handle nicht von irgendwelchen Fremden, von Aliens aus einer anderen Welt, sondern von uns selbst, wären wir etwas früher geboren worden. Geschichte sei Erinnerung, und es gehe darum, uns daran zu erinnern, was es heißt, ein Römer zu sein, ein Jakobiner „oder sogar – wenn wir uns trauen, und wir sollten uns trauen – ein Nazi.“ Soweit Stephen Fry.

Aber ist diese Form von Rollenspiel, diese postulierte Unmittelbarkeit, dieses Erinnern von Ereignissen, die lange vor unserer Geburt stattfanden, nicht bloß eine behelfsmäßige Krücke, eine kitschige, womöglich sogar eine gefährliche Fiktion?

Das kommt ganz auf die Seriosität, die Gewissenhaftigkeit derer an, die solcherart in die Vergangenheit eintauchen, meine ich. Ganz von der Hand zu weisen ist dieser Zugang jedenfalls nicht. Denn was ist Erinnern eigentlich?

Gehen wir doch einmal davon aus, dass wir uns täuschen, wenn wir glauben, wir würden uns an Ereignisse aus unserer Kindheit, an das, was vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren geschehen ist, tatsächlich erinnern, eine geistige Brücke zu Tag und Stunde schlagen, uns gleichsam à la Zeitreise einklinken können in die damaligen Abläufe.

Gegen ein solches Verständnis von Erinnerung spricht zum Beispiel, dass es mir oft genug im Leben widerfuhr, in meinem Erinnerungsbild korrigiert zu werden, und das meist sogar von Leuten, die mir zugewandt sind, mich mögen: Von diesem oder jenem Schicksalsschlag, dieser oder jener Enttäuschung hätte ich mich damals weit länger nicht wirklich erholt, als meine Erinnerung mir heute nahelegt; bei meinen Recherchen für ein bestimmtes Buch hätte ich entscheidende Informationen nicht, wie ich

mich bis dato zu erinnern glaubte, erst kurz vor der Niederschrift in der Handschriftensammlung der Stadt Soundso gefunden, sondern einem guten Freund schon Monate zuvor davon berichtet; und die teils abgeblätterte Farbe des vernachlässigten alten Wohnhauses gegenüber, das abgerissen wurde, als ich vier Jahre alt war, sei keineswegs schönbrunnergelb gewesen, worauf ich geschworen hätte, sondern weißlich grau.

Ich erfinde das Rad natürlich nicht neu, wenn ich dazu neige, Erinnerung folgendermaßen zu betrachten: Wir erinnern uns stets an das letzte Mal, als wir uns an etwas Bestimmtes erinnern wollten, aber nicht an dieses Bestimmte selbst. Wir haben es also über die Jahre mit einer Fülle von Speichervorgängen eines bestimmten vergangenen Geschehens zu tun und überschreiben dabei manchmal gewisse Teile. Irgendwann können sich Erinnerungsbilder, besonders wenn sie wiederholt sprachlich ausformuliert werden, allerdings dermaßen verfestigen, dass sie ab da vom Erinnernden als absolut authentische Erinnerung rubriziert werden.

So muss ich mich mit Gewalt dazu zwingen, nicht als tatsächliches Abbild der Realität zu begreifen, was ich auf die häufige Leserinnen- und Journalistenfrage gewöhnlich antworte, wie ich denn zum Schreiben für ein Publikum gekommen sei: Ich verknüpfe dabei aus praktischen Gründen Ereignisse aus meiner Gymnasialzeit, die sich wirklich abgespielt haben, nur eben nicht so bündig zusammengefasst wie in meiner Standard-Geschichte. Viele Dutzend Male habe ich sie schon erzählt, mittlerweile aus Routine in fast identem Wortlaut, sogar mit Dialogpassagen von damals, die sicherlich exakt so nicht stattgefunden haben, jedenfalls nicht an einem einzigen Tag. Aber vor meinem geistigen Auge ist diese stilisierte Erinnerung längst so dominant, dass ich die Szene deutlich vor mir sehe, die handelnden Personen, den Raum, sogar einzelne Gesten.

Ich lüge meine Gesprächspartner übrigens keineswegs an, denn was ich erzähle, ist ja wahr, nämlich die von mir wahr-genommene relevante Summe von Geschehnissen, die dazu geführt hatten, dass ich mich als Fünfzehn-, Sechzehnjähriger traute, was bis dahin aus Schüchternheit in der Schreibtischlade verborgen gehalten war, jemandem anzuvertrauen, der mir einen Weg wies.

Ich bin also Schriftsteller geworden, und zwar einer von jener Sorte, die zwar gern Geschichten erfinden, sie aber noch lieber von der Straße

aufflesen. Ein guter Teil meines Werkes, vor allem jene Erzähl- und Romanprosa, die mir einiges an Öffentlichkeit eingetragen hat, handelt von realen Geschehnissen, realen Personen, die ich mir zunächst durch Recherche angeeignet habe und dann in Literatur umzusetzen versuchte, indem ich mir eine je nötige Ästhetik für den Stoff erarbeitete. Darunter findet sich zum Beispiel eine Trilogie über drei Künstler aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die alle in den 63 Jahren zwischen 1791 und 1854 lebten, eine weitere lose Trilogie über drei Frauen der Gegenwart, die es aus unterschiedlichen Gründen wesentlich schwerer hatten als viele andere, ein Verunglücken im Leben, ein komplettes Scheitern zu verhindern. Sehr wichtig war es mir auch, meine eigenen ersten fünfzehn Lebensjahre, die schwierigste Zeit meiner Existenz, noch einmal genau zu besichtigen, woraus der Roman *Folgen* entstand.

Drei weitere Prosatexte, die Romane *Herzfleischentartung* und *Bitter* sowie jene zwölf Porträts von Tätern, Opfern sowie mittelbar nachhaltig Betroffenen, deren Schicksal in den beiden NS-Lagern Weyer-St. Pantaleon kulminierte, weswegen sie in *Schauplatzwunden* versammelt sind, lassen sich in der Zeitgeschichte verorten, wobei ich mich jeweils davor gehütet habe, die ungeheuerliche Epoche der NS-Herrschaft als isoliertes Phänomen zu betrachten. Es war mir vielmehr darum zu tun, Vorgeschichten und Auswirkungen, individuell wie kollektiv, nahtlos mit dem zu verbinden, was sich in den dunkelsten Zeiten des letzten Jahrhunderts mitten in Europa zutrug.

Auf den Roman *Bitter* komme ich noch zu sprechen, die beiden anderen erwähnten Titel sind unterschiedliche Versuche, lange Verschlüßelten beizukommen, das sich dort, wo ich seit bald dreißig Jahren in erster Linie lebe, zugetragen hat. Keine dreißig Kilometer nordwestlich der Stadt Salzburg an der später wiedererstandenen Grenze zwischen Deutschland und Österreich wurden ab Mitte 1940 hintereinander ein Arbeitserziehungs- und dann ein Zigeuneranhaltelager¹ des Reichsgaues

1 Dieser Text verzichtet auf die Markierung von zweifelhaften Begriffen, die einst üblich waren und hier in einem historischen Kontext Verwendung finden, mittlerweile aber, meist aus gutem Grund, durch andere ersetzt oder überhaupt getilgt wurden.

Allerdings sei darauf verwiesen, dass etwa der Begriff „Zigeuner“ bei vielen Angehörigen der Minderheit nach wie vor durchaus positiv besetzt und aktiv in Gebrauch ist, während ihn andere vehement ablehnen.

Oberdonau, wie das Bundesland Oberösterreich im Dritten Reich genannt wurde, errichtet.

Schon meine Erstbegegnung mit dieser Vergangenheit stellte Formen des Erinnerns in den Mittelpunkt. Es waren ältere Damen, sogenannte einfache Leute, die mich ansprachen, weil ich ja Schriftsteller sei, und unverblümt meinten, sie könnten mir Geschichten erzählen, da ließen sich Bücher darüber schreiben. Was andere verdrängten oder gar leugneten, was Nachgeborene aus der Gegend, weil von allen Informationen abgeschnitten, einfach nicht wissen konnten, war ihnen noch in grellen Farben präsent, freilich nur in winzigen biographischen Dosen, einzelnen Blitzlichtern der Grausamkeit, die sich eingebrannt hatten. Darüber durfte nicht geredet werden, im NS-Staat nicht, in der zweiten Republik Österreich lange auch nicht, weil es Konsens der großen Mehrheit war, nach vorne zu schauen und so zu tun, als ob sich das Gewesene einfach streichen ließe. Mehr als ein halbes Jahrhundert vermochten sich die älteren Damen deshalb kein befriedigendes Bild von den größeren Zusammenhängen zu machen, deren Schnipsel höchst lebendig vor ihnen standen.

Ein Beispiel: Die zehn-, zwölfjährigen Mädchen des Ortes trafen einander in der warmen Jahreszeit regelmäßig am frühen Abend auf dem Friedhof, der rund um die Kirche angelegt ist. Dort unterhielten sie sich über dies und das, spielten und blödelten. Mit Vorliebe erfanden sie Gespenstergeschichten, die gut ins Ambiente der Gräber und der Dämmerung passten, wenn die ersten Fledermäuse auftauchten. Diesen Gespenstern ordneten sie als Wohnstatt die Totengräberkammer zu, einen fensterlosen kleinen Raum an der gotischen Apsis der Kirche, nur von außen zugänglich und hinter einer uralten, versperreten, bis heute existenten Holztür gelegen, die in anderthalb Metern Höhe eine rechteckige Aussparung hat, durch die man einen Blick ins Innere riskieren konnte. Viel sah man nicht, einerseits des Inhalts wegen, der sich in Schaufeln, Spaten, Gießkannen und anderem Werkzeug erschöpfte, andererseits der Düsternis wegen, die in dem lichtlosen Kämmerchen herrschte, noch dazu, wenn ein Kinderkopf das spärliche Licht blockierte, das sonst durch die Aussparung eindringen konnte.

Das zugehörige Blitzlicht war daher nur der Dauer, nicht der Helligkeit wegen eines, wenige Sekunden wirkten ein Leben lang nach. Eine der Damen war nämlich jenes Mädchen, das, als es allen Mut zusammennahm,

vielleicht doch eines der scheuen Gespenster dort drinnen zu erspähen, die Leiche einer zwischen den Gerätschaften sorglos gelagerten älteren Frau mit verrenkten Gliedern in einem bunten Zigeunerrock wahrnahm.

Mit lautem Schreien rannte das Kind weg, geschockt nicht in erster Linie vom Anblick des Todes, der am Land früher allgegenwärtig war, wo die Dahingegangenen noch daheim aufgebahrt wurden, sondern von der Tatsache, dass man mit jemandem, der verstorben war, so achtlos umging, wurde doch ansonsten selbst für die Knechte und Mägde an ihrem mit Kerzen gesäumten Totenbett ausführlich gebetet.

Der uralte Kirchendiener, dort Mesner genannt, bestätigte mir später, dass die Toten des Zigeuneranhaltelagers, auch Kinder, tatsächlich dermaßen zwischengelagert und mitten in der Nacht verscharrt wurden, ohne je ein sichtbares Grab zu erhalten. Die Erinnerung hatte die Dame also nicht getrogen, ich hatte mir nichts anderes erwartet.

Inzwischen ist sie, diese Erinnerung, meine geworden, ergänzt um das Bild ihrer originalen Trägerin als in die Jahre gekommene Erzählerin, die jetzt tot ist. Oft, wahrscheinlich hunderte Male habe ich sie selbst erzählt, wenn ich in unzähligen Schulen Österreichs und Bayerns mit meinem aus diesem Stoff entstandenen Roman „Herzfleiscentartung“ zu Gast war, oder bei Vorträgen wie diesem, in Interviews, bei Diskussionen nach Lesungen oder im privaten Gespräch. Was die Wahrheit dieser Erinnerung, ihre Authentizität anlangt, gilt, was ich vorher schon zu skizzieren versuchte. Und ich behaupte einmal, ich war lange vor meiner Geburt selbst dabei.

Doch hielt ich es für angebracht, für mein Romanprojekt auf all diese Erinnerungen jener Damen und später auch eines besonders auskunftsfreudigen Herrn nicht zurückzugreifen. Im Gedenken an die Opfer hatte der alte Landwirt in seinem unweit der Terrorstätte gelegenen Bauernhofmuseum, zusammen mit einem unmissverständlichen Erläuterungstext, immer schon Farbfotos ausgestellt, die die Bedauernswerten im Lager zeigen. Lange Zeit hat der mutige Mann die Erinnerung an sie als einziger öffentlich hochgehalten.

Indem ich mir vornahm, mich ausschließlich auf schriftliche Dokumente zu stützen, wollte ich zunächst einmal erwartbare Anfeindungen vermeiden, Harmloses dramatisiert oder gar alles erfunden zu haben. Aus diesen Grundüberlegungen erwuchs aber im Zuge der Recherche rasch

das ästhetische Konzept meines erfolgreichen dokumentarischen Romans, der zwar eine Geschichte aus der tiefsten österreichischen Provinz erzählt, aber mit ursprünglich nicht für möglich gehaltenen Verästelungen bis hin in die Machtzentren des Dritten Reiches und offenbar derart spannend und nachvollziehbar, dass neben einer Taschenbuchausgabe bald Übersetzungen in den USA, in Spanien oder in Frankreich erschienen, in geographischer wie sprachlicher Nähe zu Slowenien übrigens auch in Kroatien.

Das Material, das ich bald nach den beschriebenen Begegnungen in einem Dutzend Archiven fand, war so umfangreich, so präzise, gelegentlich so sehr auch in die Welt der Emotionen, des Privatesten ausgreifend, dass ich kaum etwas dazuerfinden musste, wollte. Will mir etwa jemand nicht glauben, dass der Gerichtsmediziner der nackten Leiche eines gemarterten Lageropfers mit kürbisgroßen Hoden, dessen Tod unerwartete, ja unfassbare Folgen hatte, erschüttert mit den biblischen Worten „Ecce homo“ entgegentrat, kann ich Zweifler in mein Kellerarchiv einladen und den entsprechenden Beleg herausuchen.

Schnell entschloss ich mich, bis kurz vor Schluss meiner Prosa einen kollektiven Ich-Erzähler, der alle Informationen jederzeit abrufbar zur Verfügung hat, im Präsens erzählen zu lassen, die Leserschaft also einzuladen, mit der Tarnkappe direkt dabeizusein, wenn geschieht, was man niemals erleben möchte.

In St. Pantaleon gibt es als Konsequenz meiner Arbeit inzwischen einen Gedenkort für die Schrecknisse von Weyer, der mit voller Absicht „Erinnerungsstätte“ heißt. Nicht summarisches, distanziertes Gedenken, sondern lebendiges Erinnern ist das Ziel dieser Anlage. Der Strukturen des Terrors soll man inne werden dort und natürlich seiner Opfer, die vom Bildhauer durch stilisierte Gebundene wachgerufen werden. Wenn man die Granitsäule mit der Bronzeplastik umrundet, stellt man fest, die Dargestellten zeigen einem von allen Seiten den Rücken, sind durch den sie umschlingenden Draht abgeriegelt von uns, und wir müssen uns gehörig anstrengen, zwischen zwei der Rücken ein Gesicht zu erspähen. Unwillkürlich beginnt der Betrachter, die Betrachterin auf diese Weise zu interagieren mit diesen Menschen.

Lebendiges Erinnern kann auch so ausschauen: Auf der gesamten Rückseite der Informationsbroschüre, die der Verein Erinnerungsstätte

Lager Weyer/Innviertel gestaltet hat, findet sich das frühe Farbfoto zweier Kinder. Zwei von ungefähr 250 Sintikindern und -Jugendlichen vor allem aus Oberösterreich und Kärnten/Koroška sind das, die über diese letzte Zwischenstation, wenn sie nicht dort schon umkamen, nach der Deportation im besetzten Polen in den gewaltsamen Tod gegangen sind.



© Sammlung Laher

An diese Kinder, die Familie, aus der sie stammen, das Haus, das sie am Rande des Weilhart-Forstes in Ach bewohnten, erinnern sich noch heute alte Menschen aus dem Dorf, ja, sie kramten sogar solche Bilder hervor und stellten sie zur Verfügung für die Erinnerung der Nachgeborenen, für die Zeit, wenn sie selbst gestorben sein und sich an nichts mehr erinnern werden. Es ist ein großes, aber nicht ein übertriebenes Wort zu behaupten, mit solchen Bildern würden auch uns Türen geöffnet zur Erinnerung, also zum Innewerden, wie man früher gern sagte. Beides bedeutet, sich einer Sache so bewusst zu werden, sie sich so anverwandt zu machen, dass sie nicht mehr nur von außen wahrgenommen wird, sondern der Person, die sich darauf einlässt, bis zu einem gewissen Grad tatsächlich innewohnt. Diese Verinnerlichung erleichtert das Vergegenwärtigen. Und Vergegenwärtigen wiederum meint, wie das Wort schon sagt, etwas in die Gegenwart zu holen, das dort eigentlich nicht anzusiedeln ist.

Nehmen wir uns also die Zeit und schauen wir die beiden Kinder genauer an: Sie befinden sich auf einer Sommerwiese auf einer Anhöhe, hinten fällt die Landschaft mutmaßlich zum Fluss Salzach hin ab. Ruhe strahlt das Foto aus, die Dinge sind im Lot. Es ist ein schöner, warmer Tag 1939, die kleine, kaum dreijährige Hildegard geht oben ohne, die Züge der dreizehnjährigen Maria umspielt ein Lächeln, adrett gekleidet ist sie, die sorgsam geflochtenen Zöpfe fallen sofort ins Auge.

Und sie schaut uns ihrerseits an, ohne Scheu, ohne Aufdringlichkeit, ernsthaft, bewusst, alles andere als abweisend. Sie lädt uns im Gegenteil ein, sich mit ihr zu beschäftigen. Wir täten das gerne, tun's ja auch, aber es geht uns nicht gut dabei, weil wir etwas wissen, was sie nicht weiß, nämlich dass sie und die Kleine in ihren Armen in gut zwei Jahren ermordet werden. Fällt uns an dieser Stelle eigentlich noch auf, dass wir dabei von der Zukunft sprechen, dass wir uns die beiden schon so weit vergegenwärtigt haben, dass sie uns jetzt wahrhaft gegenüber sitzen?

Ich möchte Maria am liebsten warnen, ich hoffe gegen alle Hoffnung, wie ich, wissend um das von Tolstoi erzählte Ende, beim Lesen von Anna Karenina gegen alle Hoffnung hoffe, sie würde sich nicht vor den Zug werfen. Und ich empöre mich, ja, ich empöre mich rechtschaffen, weil ich weiß, wie von den zynischen Machthabern begründet werden wird, warum die beiden sympathischen Mädchen auf der Sommerwiese, Maria mit

ihrem gewinnenden Lächeln und die aufgeweckte, angesichts der Kamera leicht skeptisch wirkende Hildegard, samt ihresgleichen zu einem angeblich größeren Nutzen vom Fleckfieber im Ghetto von Łódź/Litzmannstadt oder vom Gas in Chelmno/Kulmhof hinweggerafft und nach einem Jahr Vermodern in der extra erbauten Knochenmühle zu Dünger verarbeitet werden müssen. Sie alle, Tausende, Abertausende, seien nämlich Teil einer schlimmen Plage, der Zigeunerplage, die es auszuradieren gälte wie die Pockenviren Jahrzehnte später.

Irgendwann werden wir die Broschüre mit dem Foto wieder zur Seite gelegt haben und unseren Geschäften nachgehen, die Kinder auf ihm werden unserem Gedächtnis entfallen. Sollten sie uns aber eines Tages an einem schönen, warmen Tag auf einer Sommerwiese auf einer Anhöhe wieder einfallen oder weil irgendein Mädchen so prächtige schwarze Zöpfe trägt wie Maria oder weil wir eine Großtante besuchen, die auch 1937 geboren ist wie Hildegard, dann werden wir womöglich eine Erinnerung haben an die Begegnung mit den beiden.

Spannend, ob das eine positive oder eine negative sein wird, ob das Glas halb voll sein wird oder halb leer, ob überwiegen wird, dass wir sie kennenlernen durften, dass es nicht gelungen ist, sie gänzlich aus dem Gedächtnis der Welt zu streichen, dass sie unsere Empörung gespeist haben, unsere Bereitschaft, Anzeichen wiederkehrender Barbarei nicht zu ignorieren, gegen Ausgrenzung und Stigmatisierung aufzutreten, auch wenn es Mühe kostet und ungemütlich ist. Oder ob überwiegen wird, dass sie Opfer von Schrecklichkeiten wurden, die wir gerne wegschieben, an die wir nicht erinnert werden, derer wir nicht inne werden wollen. Ob uns zuwider sein wird, dass sie uns einfallen.

Wenn wir uns solcherart erinnern, spüren wir jedenfalls, dass wir leben, dass sich etwas tut in uns, dass Energien frei werden, selbst wenn wir emsig an einer Abwehrhaltung zimmern. Erinnerungsverweigerung hingegen ist eine Art Mangelkrankung, Folge von Fehlernährung. Erinnern ist nämlich ein Lebensmittel, das – zugegeben – nicht allen schmeckt. Aber gesund ist es.

Erinnern kann ohne Frage schmerzlich sein, man kann aber sehr wohl daran arbeiten, halb volle statt halb leere Gläser vor Augen zu haben. Dabei geht es nicht ums Schönfärben, nicht ums Verharmlosen, sondern, wie

beschrieben, ums produktive Innewerden, im Idealfall mit einer persönlichen, seltener vielleicht gar mit einer öffentlichen Nutzenanwendung für die Zukunft. Das macht alles leichter.

Wir können zum Beispiel hinausgehen und aller Welt berichten, wir hätten zwei Buben beim Schneemannbauen getroffen vor ihrem Elternhaus, das, vorbildlich renoviert, immer noch steht und im Volksmund bis auf den heutigen Tag „Zigeunerhaus“ heißt, auch wenn 1941 schon der Lastwagen kam, die Sinti aus Ach abzuholen, auch Andreas und Jakob, nach Weyer zu verfrachten und später zu ermorden. Den Spaß beim Spielen im Schnee, den ein Lichtbild dokumentiert, hätten wir den Buben angemerkt, und uns sei beim Zuschauen erst so richtig bewusst geworden, dass es nicht anginge, die tragische Geschichte der Sinti-Minderheit einfach auszublenden, die seit dem 15. Jahrhundert in Österreich lebt und gemeinsam mit den Roma im Dritten Reich zu etwa neunzig Prozent ermordet wurde. Menschen wie du und ich waren das, sie haben Kinder gehabt, und ihre Kinder haben im Winter wie alle anderen Schneemänner gebaut, sind Schlitten gefahren und haben sich als brave Katholiken im Frühling zum Beispiel auf die Erstkommunion vorbereitet.



© Sammlung Laher

Davon unter anderem berichte ich als Kurator einer kleinen Dauer- ausstellung zum Thema in einem Jahrhunderte verschütteten Raum des Schlossmuseums von Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs. Ich bin dafür durchs Land gefahren und habe alte Leute gebeten, an ihrer Erinnerung teil-haben zu dürfen. Es ging mir darum, mich aufgrund ihrer Erzählungen, der Bilder, die sie besaßen, der Orte, zu denen sie mich führten, der Gegenstände, die immer noch auf sie verwiesen, vertraut zu machen mit den Sinti-Kindern, die einst mitten unter ihnen, unter uns wohnten, die aus Linz, Ach, Weng, Kollerschlag, Bachmanning, Buchkirchen, von überall her im Land eines Tages nach Weyer gekarrt wurden und fast ausnahmslos dort oder im besetzten Polen starben. Ich habe mich so intensiv mit ihnen und ihren Eltern beschäftigt, dass es tatsächlich zu einer Erinnerungsteil- habe kam, jedenfalls behaupte ich das.

Stephen Fry würde sagen, es gehe darum, uns daran zu erinnern, was es heißt, in den dreißiger Jahren ein Sintikind gewesen zu sein. Zum Beispiel aufgenommen zu sein in die Gemeinschaft der Gläubigen, eingeladen zum Tisch des Herrn, auf einem Foto zu posieren im Sonntagsstaat mit Kerze, im weißen Kleidchen, mit weißer Schärpe der Unschuld verewigt zu werden auf einem Foto mit den Mitschülerinnen und Mitschülern, dem Hochwürdigen Herrn Pfarrer und der Frau Lehrerin. Ausgestoßen zu werden aus allen sozialen Beziehungsgeflechten nur ein, zwei Jahre später, meist ohne Protest der bisherigen Umgebung, ganz im Gegenteil. Zynisch vermerkt etwa die Schulchronik von Bachmanning im Spätwinter 1941, es gebe nun, nach der Überstellung ins Lager Weyer, keine Zigeuner mehr im Dorf, was vom pädagogischen Standpunkt aus nur zu begrüßen sei.

Aber halt, wir sollten uns auf keinen Fall einseitig erinnern und es auch auf uns nehmen, mit eiskalten Füßen neben jener Buchkirchener Schulklasse zu stehen, die samt Pfarrer vollständig zum Begräbnis des einer Krankheit erlegenen Sintimädchens Hermine erschienen ist, ebenfalls im Spätwinter 1941, nur wenige Tage vor der Deportation der gesamten Familie. Ein offenes Bekenntnis ist das, mutig, mutmachend.

Fünfundsechzig Jahre später führt mich eines der Kinder von damals zielsicher an den Ort des längst aufgelassenen Grabes, und ein Hobbyhistoriker hat gar das Sterbebuch der Pfarre mitgebracht. Hermine, steht da,

war ein Arbeiterkind und nicht, wie es oft in ähnlichen Zusammenhängen heißt, ein Zigeunerkind. Auch das lese ich gerne.

Wie bei den scheinbar echten Erinnerungen aus unserem eigenen Leben bedarf es einer gewissen Anstrengung, eines gewissen Willens, in manchen Fällen sogar eines gewissen Mutes, auch jene, die vor unserer Geburt angesiedelt sind, differenziert ausfallen zu lassen, sich nicht der Neigung hinzugeben auszublenden, was uns weniger ins Bild passt. Ich habe mich zum Beispiel von einem rechtsextremen Magazin dafür loben lassen müssen, im Roman *Herzfleischartung* einen Lagerarzt und einen Staatsanwalt prominent auftreten zu lassen, die während der Gewaltherrschaft der Nazis als Mitglieder der NSDAP bemüht waren, weitere Verbrechen des Regimes zu verhindern und begangene aufzuklären, ja die Täter zu bestrafen. Dieses Lob hatte den ärgerlichen Unterton, es habe unzählige aufrechte Nationalsozialisten gegeben, die den Missbrauch einer an sich segensreichen Gesellschaftsordnung durch eine unverantwortliche Clique bekämpften, aber nur wenige Nachgeborene würden es wie Ludwig Laher wagen, davon zu berichten.

Ganz abgesehen davon, dass die betreffenden Akteure meines Romans das Parteibuch aus opportunistischen Gründen erwarben, aber ihr Gewissen im Austausch dafür eben nicht auf Dauer abgaben, sind solche Schutzbehauptungen in ihrer Verallgemeinerung unzulässig. Ihr wahrer Kern, dass es vereinzelt auch Widerstand unter den eingeschriebenen Nationalsozialisten gab, durfte von mir freilich nicht unterschlagen werden, weil ich mich redlich, das heißt differenziert zu erinnern bemühte, und diese „guten“ Nazis im Kontext des Lagers Weyer eben eine immense Rolle spielen.

In einem anderen meiner einschlägigen Romane, *Bitter*, über den bis zu diesem Buch wenig beachteteten, eiskalten Gestapo-Verbrecher Dr. Friedrich Kranebitter, der unter anderem in Charkiw, damals Charkow, sein massenmörderisches Unwesen trieb, lasse ich den Ende der Neunzehnfünziger an einem Krebsleiden Verstorbenen wiederholt wissen, es werde ihm nicht gelingen, seine Untaten auf Dauer verborgen zu halten. So sehr er nach 1945 alle zum Narren halten konnte, wobei man die Beitragstäterschaft alter Kameraden in der Justiz und an anderen Schalthebeln der Macht nicht außer acht lassen darf, die sehr wohl wussten, wen sie entschuldigten, wem sie halfen, sich durchzuwinden, so wenig wollte ich

dem wortgewaltigen Fritz Kranebitter eine Chance geben, meine durch intensive Recherche angereicherte Erinnerung an sein Leben zu verwässern, zu steuern. Hier ein kurzes Beispiel, die frühe Seite acht dieses Buches:

„Fritz Bitter ist das gewissenhaft zusammengetragene Produkt von Dokumenten und Selbstzeugnissen, von Erinnerungen der Lebenden und der Toten, vor allem der Toten, zu denen sich während des langsamen Entstehens dieses Buches noch weitere gesellen, denn aus dem Ärmel schüttern läßt sich bei solch einer Ausgangslage nichts.

Schon auf ihn selbst ist wie gesagt kein rechter Verlaß, und die meisten, die sich äußern über ihn, verbinden bewußt oder unbewußt – wer will es ihnen verargen – Interessen mit dem, was sie aufschreiben, zu Protokoll geben, ins Mikrophon sagen, was sie lieber auslassen, als Frau, als Schwester, als Tochter, als Nichte, als Enkelin, als Freund, als Untergebener, als Vorgesetzter, als Untersuchungsrichter, als Ankläger, als Verteidiger, als Zeuge. Es ist ratsam, das mitzudenken. Die Wirklichkeit dieses Romans speist sich aus dem, was war, und einem komplexen Gemenge des Ermittelten.

Niemand will selbstgefällig zu Gericht sitzen auf den folgenden gut zweihundert Seiten, doch ist es nötig, dem Mann nicht alles durchgehen zu lassen und einen Ton dafür zu finden, den er versteht. Sonst wickelt er einen um den Finger. Vor allem gilt es zu vermeiden, daß er das Gefühl bekommt, um seiner selbst willen im Mittelpunkt zu stehen. In Wahrheit ist die Person Bitter nur als Folie von Belang, als schmerzliche Illustration für einen bemerkenswerten, keineswegs aber einzigartigen Sachverhalt.“

Dieses aus dem produktiven Erinnern resultierende literarische Vergegenwärtigen schließt in meinem Verständnis die bedingte Aufhebung der Zeitleisten ein. Die Erzählung wird so ganz selbstverständlich zum Kampf um die Deutungshoheit des Gewesenen. Der Erzähler ist sich nur zu sehr bewusst, dass der Protagonist versuchen wird, seinen Charme, seine Überzeugungskraft, seine schnelle Auffassungsgabe zu nutzen, um falsche Fährten zu legen, das Blaue vom Himmel zu lügen, Furchtbares zu relativieren. Der Mann wird dazu auf knapp 250 Seiten reichlich Gelegenheit finden, denn das Erzähl-Ich erinnert sich genau: Als leicht erkennbares Monster ist Fritz Bitter, recte Kranebitter, nicht durch die Welt gelaufen, ganz im Gegenteil.

Wenn man so will, hänge ich einer Relativitätstheorie an, die besagt, dass kaum jemand endgültig vergangen ist, im Sinne von abgeschlossen und unverrückbar bewertet, sobald man sich auf ihn oder sie umfassend einlässt.

Welchem Literaturliebhaber ist es nicht schon passiert, überrascht festzustellen, dass ein Autor, eine Autorin bloß nur noch von einem gewissen historischen Interesse zu sein schien, veraltet, abseitig, unter dem Staub der Jahre begraben, und plötzlich gewannen dieselben Texte eine atemberaubende neue Aktualität.

Als ich vor nicht einmal fünf Jahren den österreichischen Vormärz-dichter Ferdinand Sauter neu edierte, wurde er von mir endlich aus dem Metternichschen Zensurkerker befreit, indem ich zu den Gott sei Dank erhaltenen Quellen zurückging. Mehr als 150 Jahre hindurch hatte jeder neue Herausgeber, ein halbes Dutzend insgesamt, munter vom anderen abgeschrieben und tradierte auf diese Weise elendiglich verstümmelte oder gar in Teilen umgeschriebene Gedichte, die nun in ungeahnter Frische glänzten. Manch bislang in der Handschriftensammlung der Wiener Rathausbibliothek schlummernder politischer Kommentar Sauters hat nichts an präziser Beobachtung zählbarer Verhältnisse und Konstellationen eingebüßt, doch auch als Urahn der Lautpoesie à la Ernst Jandl oder als früher Diagnostiker ökologischer und städtebaulicher Verheerungen hat sich dieser unterschätzte Autor hervorgetan. Wie radikal er zuweilen mit sich selbst, etwa mit Aspekten seiner Sexualität umgeht, lässt ihn gleichfalls gegenwärtiger erscheinen als viele Zeitgenossen, diejenigen Ferdinand Sauters, aber sogar meine eigenen.

Und dann kam die Pandemie. Und auf einmal gewannen biographische Details Sauters wie auch manche Texte, die er zu diesem Thema verfasste, eine ungeheure Aktualität, die ich kurz vorher, als ich die Neuedition besorgt hatte, noch überhaupt nicht auf dem Schirm haben konnte.

Es fing damit an, dass Sauters Mutter, eine junge Witwe, den Kindern in ihrer erzkatholischen Heimat Salzburg Anfang des 19. Jahrhunderts gegen alle Widerstände, etwa auch gegen das Verbot des Papstes, die noch ziemlich neue Pockenimpfung verabreichen ließ. Und es endete mit Ferdinand Sauters frühem Tod. Er fiel nämlich in Wien einer Choleraepidemie zum Opfer.

In seinem Werk spielen Seuchen und schwere Erkrankungen mehrfach eine Rolle. Ein vorher unpubliziertes Gedicht, von mir dem Handschriftengrab entrissen, handelt in sehr persönlichen, aber betont lakonischen Worten von einer großen Liebe, die der Seuchentod völlig unerwartet hinwegrafft, ein anderes begegnete mir unerwartet im Lockdown wieder, als Burgschauspieler Robert Reinagl, der mit mir meine Sauter-Ausgabe präsentiert hatte, ein Video seiner Rezitation ins Netz stellte und mit den Worten einleitete, es passe nur zu gut zur momentanen Homebound-Situation. Sauters Text heißt „Gehemmter Ausflug“ und endet mit den für dazu Disponierte tröstlichen Versen: „Nun gilt's, ins Innre steigend nieder, / aus sich die ganze Welt ergänzen.“

Als Schriftsteller, dem im Prinzip ja alles Denkbare und Udenkbare einfallen darf, steht es mir frei, augenzwinkernd auch den Dingen, selbst Seuchen ein Eigenleben zu unterstellen. Eine jedenfalls in unseren Breiten lange vergessene Menschheitsgeißel rief sich demnach unlängst im wahrsten Wortsinn mächtig in Erinnerung. Es handelt sich dabei exakt um jene Form von Erinnerung, die ich hier schon eine Zeitlang zu skizzieren versuche, nämlich eine, die über die individuelle Existenzspanne hinausreicht und mit jemandem wie Ferdinand Sauter – zumindest in den ersten Monaten, als alles mit dem Coronavirus Verbundene für uns noch sehr fremd war – besser, ertragreicher diskutiert werden konnte als mit den meisten durch die Bank überraschten und irritierten heutigen Zeitgenossen.

Nun habe ich es als Mensch, besonders als Schriftsteller, aber nicht nur mit Leuten zu tun, die aufgeschlossen sind für lebendiges Erinnern oder zumindest bereit, es zu versuchen damit. St. Pantaleon und Haigermoos, die zwei Gemeinden mit direktem Bezug zu den beiden Lagern Weyer, wissen bis heute nicht recht, wie sie mit dem für sie offenbar schwierigen Erbe am besten umgehen sollen. Sie hatten es bis zu meinen Recherchen und der international rezipierten literarischen Prosa dazu auch ausgesprochen leicht, sich jeder Auseinandersetzung mit dem Geschehenen zu verweigern.

Das kleine Haigermoos, auf dessen Gemeindegebiet die Lager einst situiert waren, wurde von den Nationalsozialisten einfach an St. Pantaleon angegliedert und erst im wiedererstandenen Österreich neuerlich selbständig. In St. Pantaleon argumentierte die Kommunalpolitik, gefoltet und

gemordet wurde drüben in Haigermoos, während man dort vehement auf die alleinige Verantwortung St. Pantaleons für das Geschehene pochte, selbst habe man damals ja gar nicht existiert.

Nicht von ungefähr war es die Initiative eines engagierten Bürgermeisters aus dem Salzburger Nachbarort St. Georgen, der es durchsetzte, für die Brücke über die Moosach an seiner Gemeindegrenze den Namen „Brücke der Erinnerung“ zu wählen und mit einer Tafel zu markieren. Dort mussten zunächst sogenannte asoziale und arbeitsscheue deutsche Volksgenossen, in Wirklichkeit oft von NS-Bürgermeistern oder anderen Funktionären aus privaten Gründen entsorgte unbequeme Mitmenschen, später sogenannte zigeunerische Individuen unter erbärmlichen Bedingungen als Zwangsarbeiter schufteten, um das Waidmoos und das Ibmer Moor zu entsumpfen.

Hingegen wurde der Vorschlag, im Straßennamenkonzept von St. Pantaleon eine Tafel für das jüngste Opfer von Weyer einzuplanen, den Säugling Rudolf Haas, der im Lager Weyer geboren wurde und dort ein paar Wochen später an Entkräftung starb, im Gemeinderat von fast allen Fraktionen heftig und teils mit furchtbaren Argumenten – etwa: der habe ja für die Gemeinde nichts geleistet – bekämpft. Selbst die alternative Anregung einer wesentlich unverbindlicheren Erinnerungsstraße fand keine Mehrheit. Beschlossen wurde dafür zum Beispiel eine völlig nichtssagende Siedlungsstraße.

Heute dient die Erinnerungsstätte an der Moosach der Gemeinde St. Pantaleon als bequemer Hardware-Beitrag zum imagekorrigierenden Projekt Friedensbezirk Braunau, von dem die ganze Welt weiß, dass da dereinst ein gewisser Adolf Hitler geboren wurde. Direkt neben dem Lager selbst konnten nach langen Jahren des Hinhaltens inzwischen die vom Verein Erinnerungsstätte angeregten und bezahlten acht symbolischen Stolpersteine für die vielen ermordeten Kleinkinder verlegt werden. Postwendend wurden diese in den Boden eingelassenen Messingwürfel in der Größe eines Pflastersteins von der Gemeinde Haigermoos etwas anmaßend und großspurig als ihr Beitrag zum Friedensbezirk Braunau vereinnahmt und ausgewiesen.

Die Software dazu, lebendige Erinnerung, schmeckt den Gemeinden dagegen immer noch nicht so recht. Abseits standardisierter, im Inkonkreten

verharrender Sonntagsreden offizieller Repräsentanten bei der jährlichen Gedenkfeier, die natürlich als wichtig, ja unerlässlich bezeichnen, wofür sie kaum etwas aktiv zu tun bereit sind, bleibt es der Zivilgesellschaft überlassen, ehrenamtlich Initiativen zu setzen. Schulprojekte dazu verdanken sich einzelnen engagierten Lehrerinnen und Lehrern, nicht einem Willen der Gemeinden, die jungen Leute differenziert mit dem, was hier geschah, bekanntzumachen und sie zum Beispiel über intensive Begegnungen mit den Kindern von damals spielend davon zu überzeugen, derlei dürfe nie wieder zugelassen werden.

Wie mir Leute aus dem Dorf, die gerne eine Widmung in ihr Exemplar meines Romans *Herzfleischartung* haben wollten, immer wieder gestanden, zögen sie es aus Scheu, vor meiner Haustür gesehen zu werden, vor, ich würde bei ihnen auf einen Kaffee oder ein Schnapserl vorbeischaun. Aus dem gleichen Grund getrauen sich etliche grundsätzlich aufgeschlossene St. Pantaleoner und St. Pantaleonerinnen immer noch nicht, einmal im Jahr zur Gedenkfeier samt anschließender Veranstaltung zu erscheinen, denn es gebe nach wie vor einige traditionelle Dorfautoritäten, die Pressionen ausüben würden.

Aber, auch das sei gesagt, die Erinnerungsstätte wurde bisher nie geschändet, ist sichtbarer, informativer Teil der Geschichtsbetrachtung wie das Krieger- oder das Bergleutedenkmal, der Pfarrer führt seine Firmlinge hin und redet mit ihnen über das, was war. Immerhin. Langsam verliert dieses unbequeme, durch den eindrucksvollen Ort des Erinnerns im Hier und Heute präsent gewordene Segment einer beladenen Vergangenheit doch seine Tabuaura, der neueste Ortsplan etwa weist unter „Sehenswürdigkeiten“ noch vor jener der Pfarrkirche eine Abbildung der Erinnerungsstätte auf. Von weither kommen ohnehin immer wieder Besucher, sogar die regionalen Fremdenverkehrsprospekte empfehlen Urlaubern das denkwürdige Ausflugsziel, das mittlerweile auch unter Denkmalschutz steht. Die Kommune betreut die Anlage, mäht die Wiese, säubert den Granitplattenweg von der Straße in ihr Zentrum. Und St. Pantaleons Gemeindsaal steht für Veranstaltungen des Vereins Erinnerungsstätte kostenfrei offen.

Ich gehöre zu jenen Schriftstellern, die sich, wenn es denn nötig ist, öffentlich zu Wort melden, in großen Zeitungen des Landes etwa, auch

zu jenen, denen es wiederholt vergönnt war, dass ihre Arbeit zu Konsequenzen in der außerliterarischen Wirklichkeit führte. Parlamentarische Anträge bezogen sich auf meine Recherchen, die eine Straßenbenennung hier oder die andere kritische Zusatztafel zu einer solchen dort sind ihr direktes Resultat. Dabei ist, was ich mache, eigentlich ein stilles Tun, das mir auferlegt, am Schreibtisch mit Stoffen zu ringen, die Sprache als mein Werkzeug zu hegen und zu pflegen und, nicht zuletzt, innezuhalten, in mich hineinzuhören, mancherlei inne zu werden, mich zu erinnern.

Ich will gegen Schluss noch kurz auf einen Teil meines Werkes zu reden kommen, der mir gleich wichtig wie die großen Prosaarbeiten ist, aber, wie das bei Lyrik üblich zu sein scheint, eher im Schatten steht. Alle Jahrzehnte seit den Neunzehnjährigen lege ich einen Gedichtband vor, und selbst da spielt das Erinnern eine Rolle, wenn auch meist eher implizit, als Impulsgeber für eine Assoziation, ein Bild.

Neulich erst erreichte mich die Anfrage einer Freundin, die mich bat, ihr eines meiner Gedichte für einen bestimmten Zweck auszuleihen. Ich hatte es, wenn ich mich recht erinnere, zu Papier gebracht, um möglichst allgemein nachvollziehbar zu machen, was mir in meinem doch schon langen Leben immer wieder geschehen ist. Als sie, mittlerweile länger schon geschieden, wieder auf ihre Jugend-, ja Kinderliebe stieß, den Sohn von Feriengästen aus dem fernen Norddeutschland, die auf dem nordösterreichischen Bauernhof ihrer Eltern in den Siebziger regelmäßig urlaubten, und sich unverhofft herausstellte, dass die einstigen Gefühle füreinander sehr lebendige Erinnerung waren, schickte ich ihr den kurzen Text, der geduldig darauf wartet, in meiner schon weit gediehenen Gedichtsammlung der Zwanzigzwanziger zu erscheinen.

Jetzt, ungefähr ein Jahr später, fragte meine Freundin an, ob sie das Gedicht auf die Einladung zum Hochzeitsfest drucken lassen dürfe.

Es lautet:

weit weg
von wo ich es verlor
fand ich es
viel später wieder
und knüpfte an

Anmerkungen:

Dieser Poetikvortrag wurde am 17. Mai 2022 an der Universität Ljubljana gehalten.

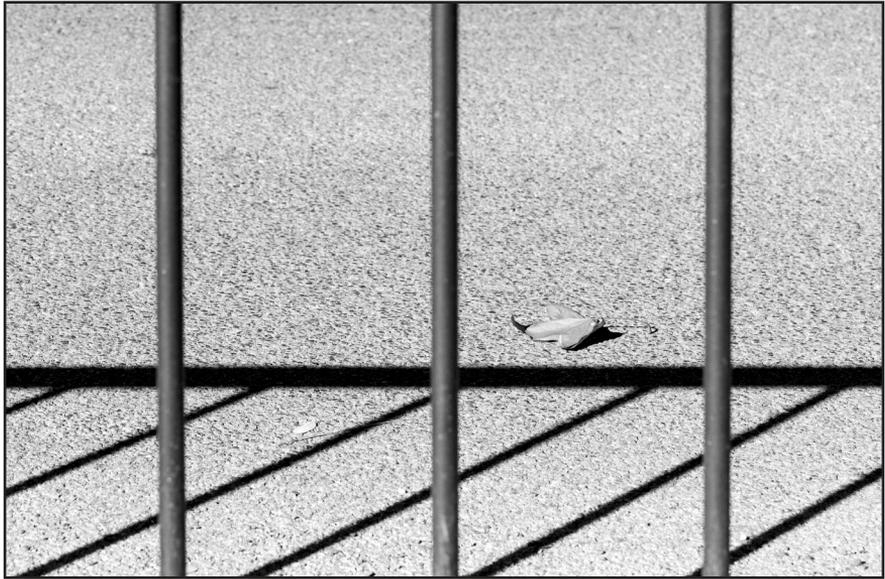
Männliche und weibliche Formen finden sich zwar häufig, aber nicht durchgehend nebeneinandergestellt. Beides lässt sich einerseits auf formale Überlegungen zum literarischen Essay, andererseits auf die Überzeugung des Autors zurückführen, dass diese Publikation auf ein mündiges, aufgeschlossenes Lesepublikum stoßen wird, dem Haltungen – im Wortsinn – nicht vorgeschrieben werden müssen.

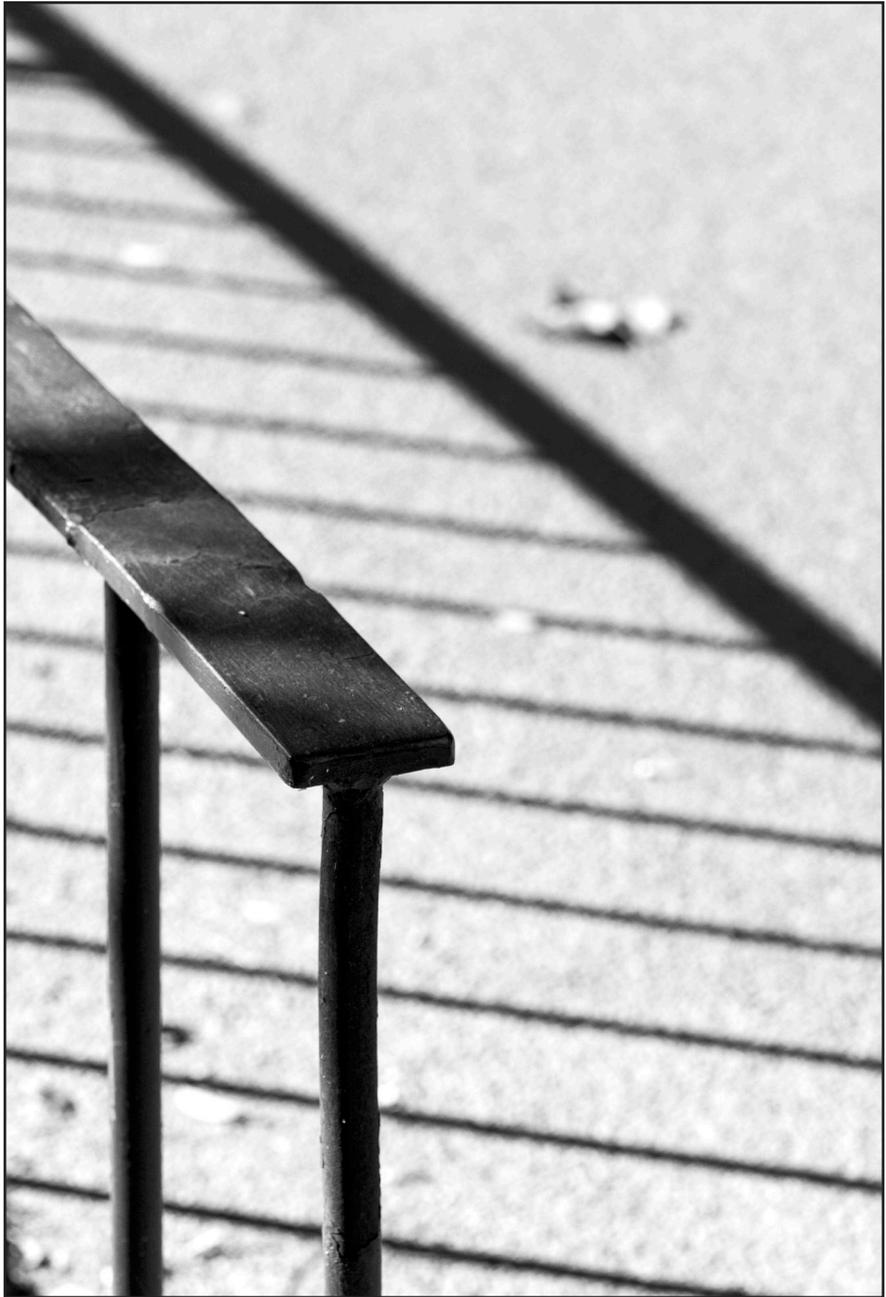
Der rezeptionsgeschulte Adressatenkreis wird des Inhalts dieser Überlegungen wegen zum Beispiel gar nicht auf den Gedanken kommen können, dass ein Text wie dieser Menschen mit nicht binärer Identität geringerschätzt, nur weil sie nicht durch graphische Elemente extra sichtbar gemacht werden. Hoffentlich jedenfalls.

Der Autor, selbst Mitglied des Rates für deutsche Rechtschreibung, hat einige wenige neue Elemente der momentan gültigen reformierten Orthographie in seine persönliche orthographische Ästhetik übernommen, hält aber an vielen bis zur Jahrtausendwende üblichen Schreibnormen fest.

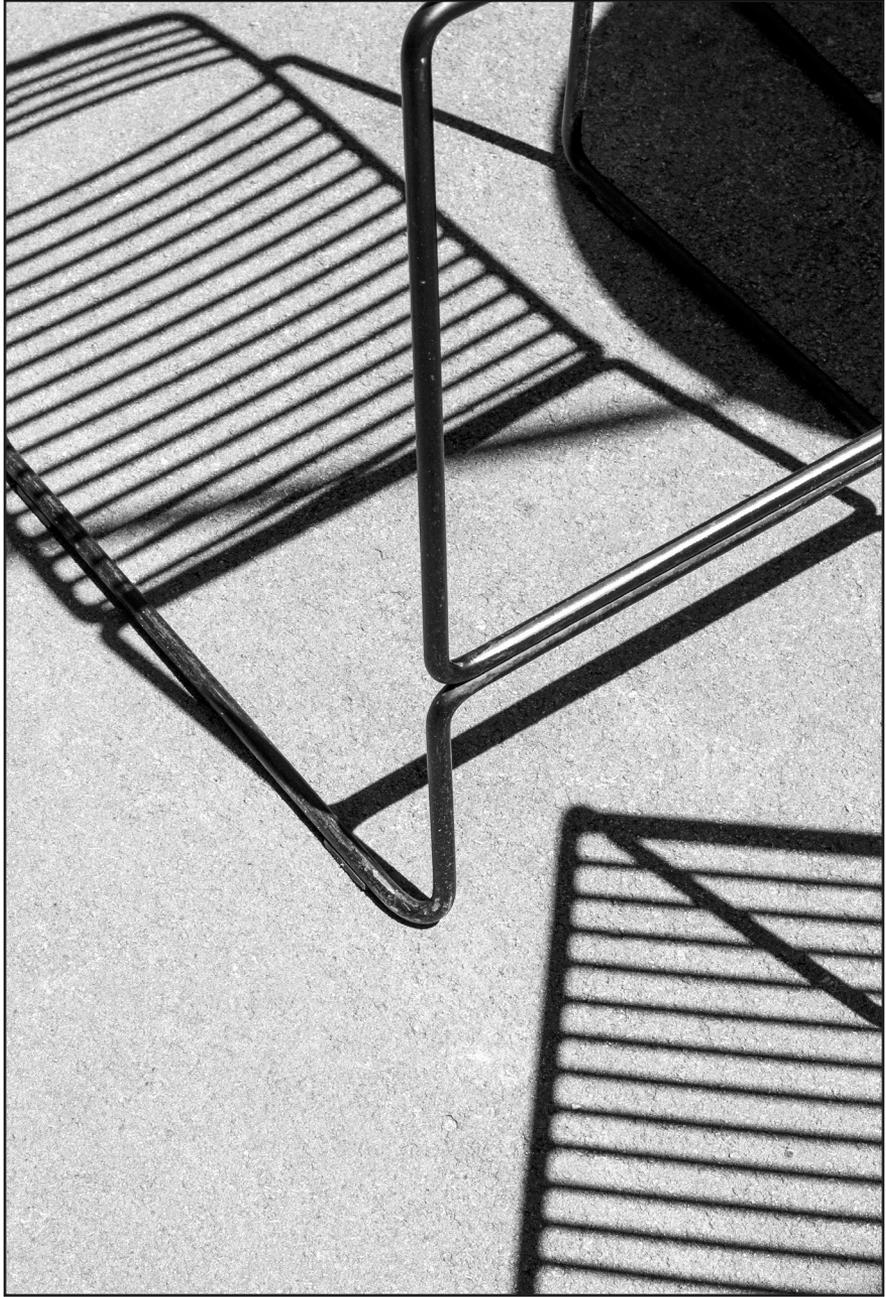
Informationen zu Autor und Werk lassen sich unter anderem auf www.ludwig-laher.com finden.



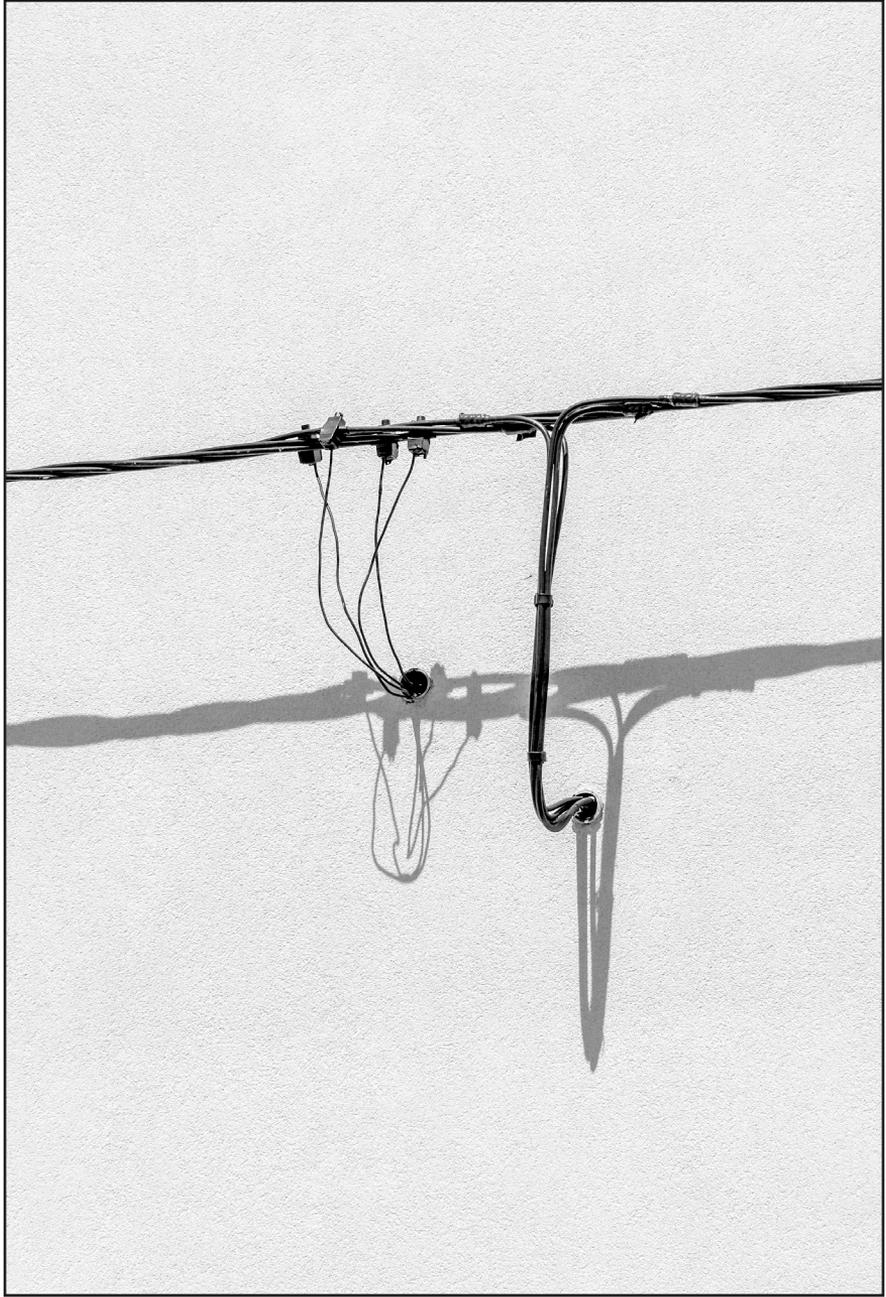


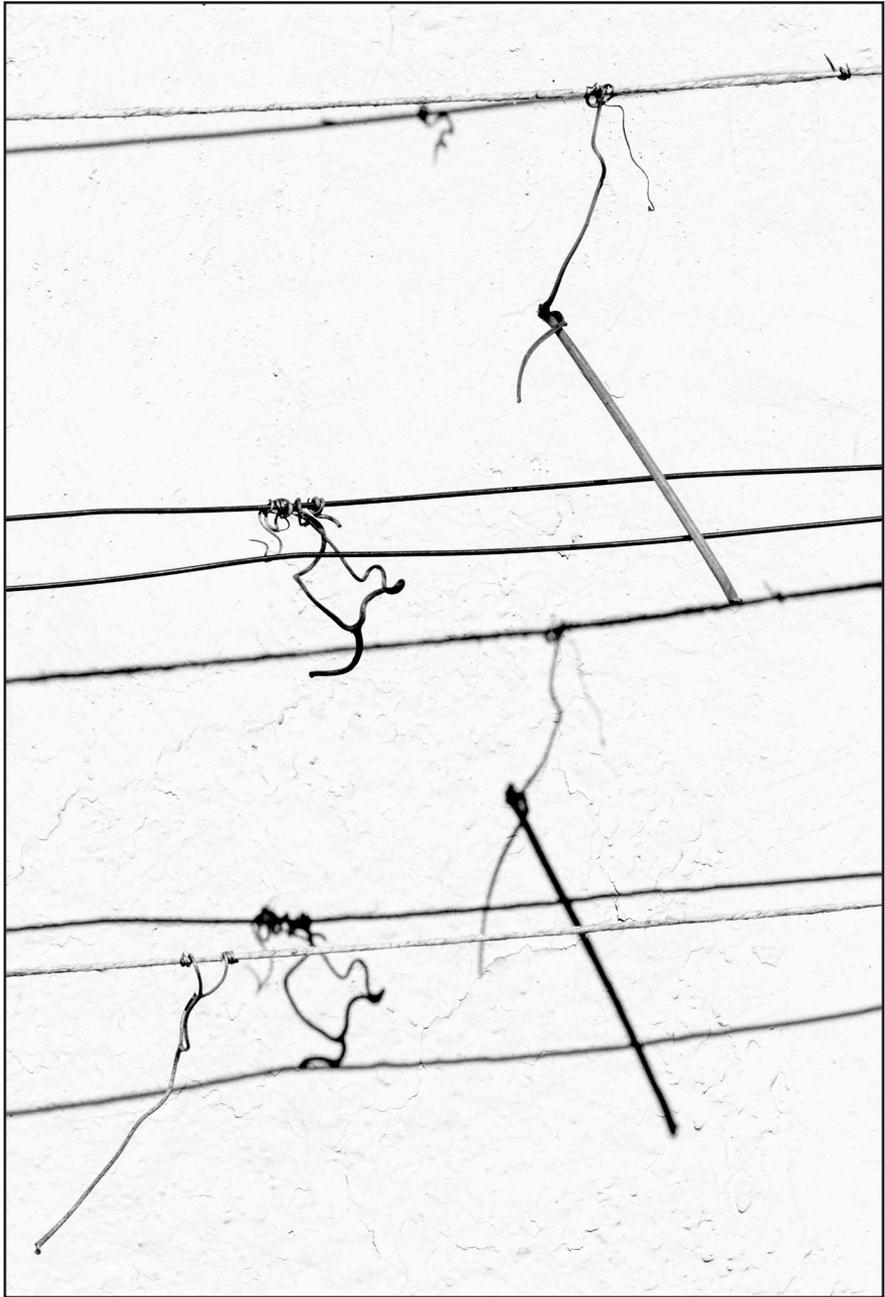












Robert Prosser

Fremde

Das Schreiben, drei Orte

Anfang April halte ich mich im westukrainischen Lwiw auf. Es ist kalt, windig, in den Nächten schneit es, eine dünne Eisschicht liegt auf Dächern und Parkwiesen. Manchmal ist der Krieg sehr weit weg. Dann aber tritt man um ein Eck und gerät in einen Trauermarsch, ein Soldat wird bestattet, oder man kommt mit jenen ins Gespräch, die aus dem Süden und Osten des Landes geflohen sind, aus Kharkiw oder Mariupol. Am Marktplatz wurde in einem Bierlokal das Media Center eingerichtet, Treffpunkt für Journalisten auf der Suche nach einem Fixer und für Mitarbeiter verschiedenster NGOs. Lwiw dient als Umschlagplatz für Informationen und Hilfsgüter, von hier aus wird die Front versorgt, und im Media Center laufen etliche dieser Ströme zusammen. Ringsum beginnen die Smartphones gleichzeitig zu surren; die Warn-App ist erstaunlich akkurat, der Sirenton, den die Handys von sich geben, kommt Sekunden später lauter und penetranter von den Dächern: Eine russische Rakete oder ein Kampffjet saust durch den Himmel und hier in der Stadt werden die Cafés geschlossen, manche suchen in Kellern Schutz, andere scheren sich demonstrativ nicht um den Alarm. Ich wollte in Przemysł, der polnischen, rund 80 Kilometer von Lwiw entfernten Grenzstadt recherchieren – die Situation der Flüchtlinge, das Netzwerk, das abseits staatlicher Unterstützung von Hilfsorganisationen, Freiwilligen und Idealisten errichtet worden ist – mithilfe eines befreundeten Journalisten, der aus dem Grenzgebiet berichtet. Kurzfristig ergab es sich, dass drei von schwedischen Krankenhäusern gespendete Ambulanzwägen nach Lwiw gebracht werden sollten; dieser Überstellung konnte ich mich anschließen. Wochen zuvor, bei Kriegsausbruch, wurde unter Autoren und Autorinnen diskutiert, wie man als westeuropäische Kulturschaffende Position beziehen könne. Benefizlesungen wurden veranstaltet, in sozialen Medien Unterstützungsbekundungen gepostet, Aktionen, die bemüht wirkten, ja, aber auch: hilflos. Ich

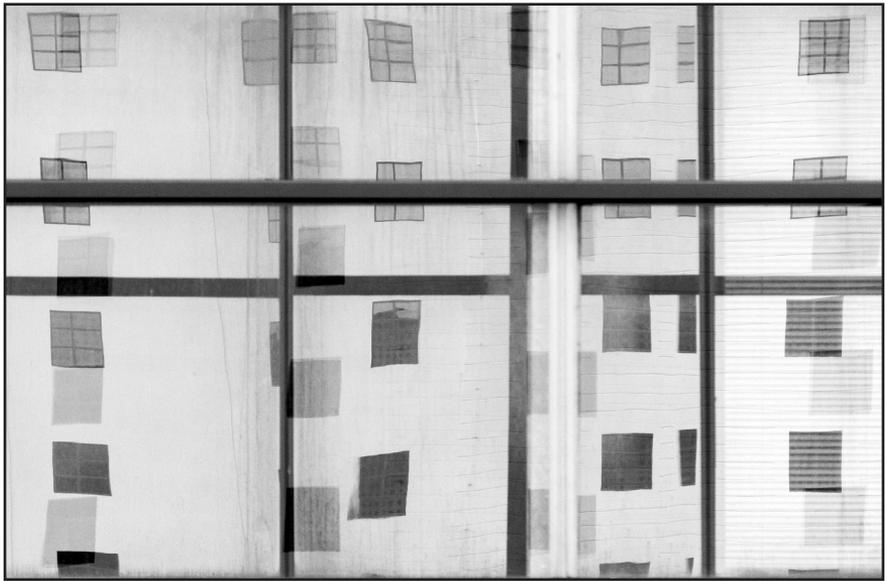
sagte mir, dass man darauf vertrauen konnte, dass Literatur immer erst im Nachhinein wirkt. Das Schreiben pflegt einen sehr eigenwilligen Umgang mit der Zeit an sich: Es braucht Zeit, bis ein Text lesbar wird, Literatur handelt durch den Fokus auf Vergangenes, als Reaktion auf einen Moment, in dem es vielleicht keine Möglichkeit zum Innehalten gab; sie ist eine Art Erinnerungsspeicher. Das, dachte ich, kann auch im Hinblick auf den Krieg in der Ukraine ihre Aufgabe sein: In einer hoffentlich nicht allzu fernen Zukunft das Gespräch zu suchen, mit den Vertriebenen und Überlebenden, den Opfern und Tätern, und die Geschichten aufzuzeichnen, all die kleineren Stimmen, die Vielschichtigeres zu sagen haben als die Unterdrücker und Sieger und Mächtigen, aber zu leise wären, gäbe es nicht Mittel wie die Literatur, um sie hörbar zu machen. Doch vielleicht, dachte ich dann, richte ich mich bloß gemächlich ein in diesem Glauben an die Kunst. Das Angebot meines Bekannten, nach Przemyśl zu kommen, zwang mich gewissermaßen zu mehr Aktivität. Ich war froh um diese Chance, zumindest könnte ich mit eigenen Augen sehen, was sich im Grenzgebiet abspielt, es wäre ein Sprung über den Abgrund, den die geografische Entfernung und die stereotypischen Bilder schaffen, mit deren Hilfe wir Fremde zu bannen versuchen.

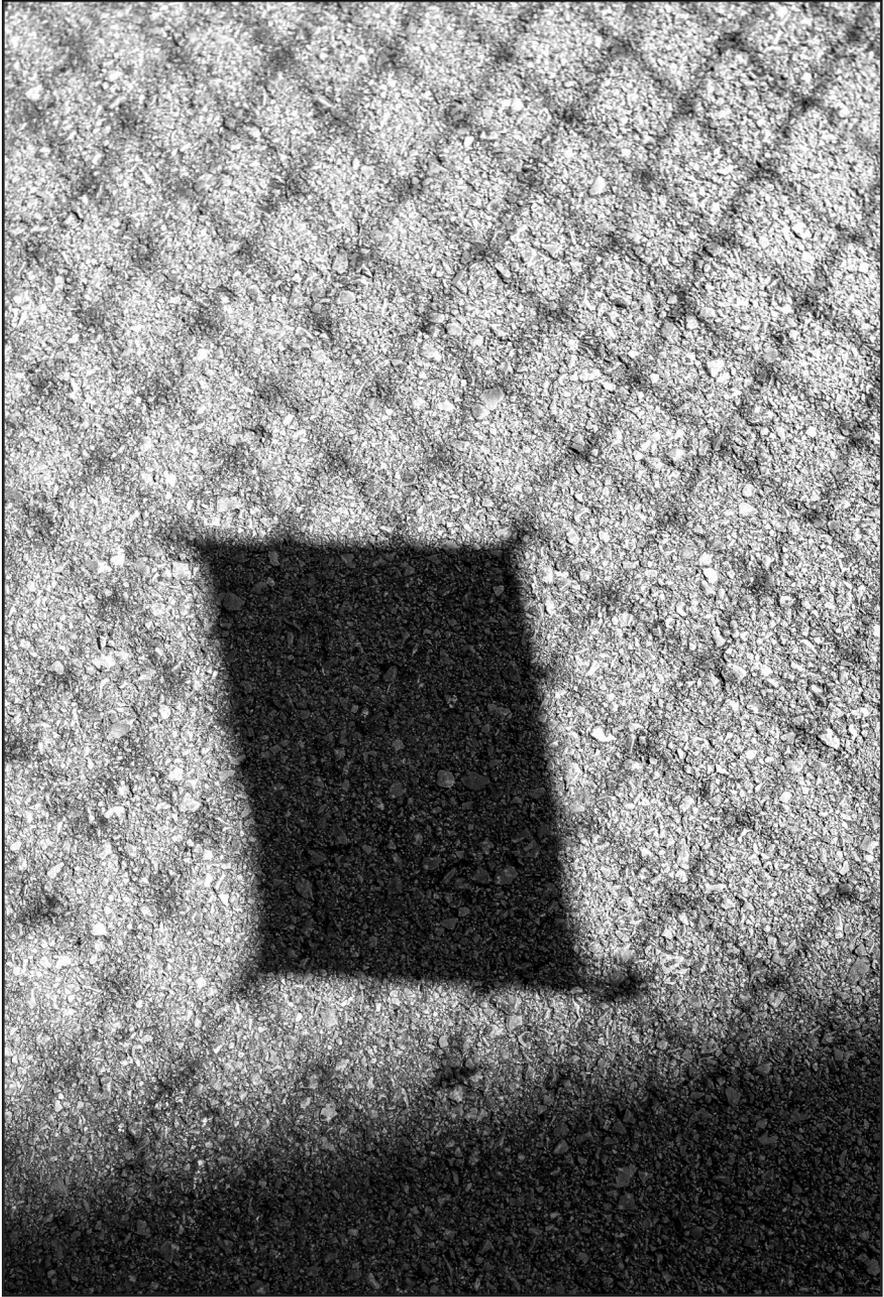
Aufgewachsen in Alpbach im Tiroler Unterland, einem Dorf, das wie viele andere hier vom Tourismus geprägt ist, stammt das Misstrauen den Klischees gegenüber und die gleichzeitige Anziehungskraft, die das Andere ausübt, möglicherweise daher: Die Fremden waren von Kindheit an Teil meines Alltags; um zusätzlichen Verdienst zu garantieren fungiert das Elternhaus als Frühstückspension. Geburtstag, Weihnachten und Silvester, all die Ereignisse eines Jahreskalenders, teilte ich mit Urlaubern. Sie waren mir dadurch sehr nah und zugleich – nicht ganz in Worte zu fassen, doch aus dem Verhalten der Erwachsenen zu erraten – spürte ich, dass die eigene Familie als Dienstleister auftrat. Die Fremden bezahlten und erwarteten sich dafür eine gute Zeit, sprich eine Erfüllung der Tirol-Versprechen. Pistenzauber, unberührte Natur, Heimeligkeit, Après-Ski, scheinbar unvereinbare Gegensätze, die mich, je älter ich wurde, umso stärker anwiderten. Es wuchs sich zur Notwendigkeit aus, rauszukommen. Eine klassisch biografische Flucht, bloß weg aus der alpinen Enge, Kilometer machen, nein, Kilometer fressen. Nach Asien und in den Kaukasus beispielsweise, was

auch immer sich als studentischer Backpacker mit dem durch Nebenjobs ersparten Lohn bewerkstelligen ließ.

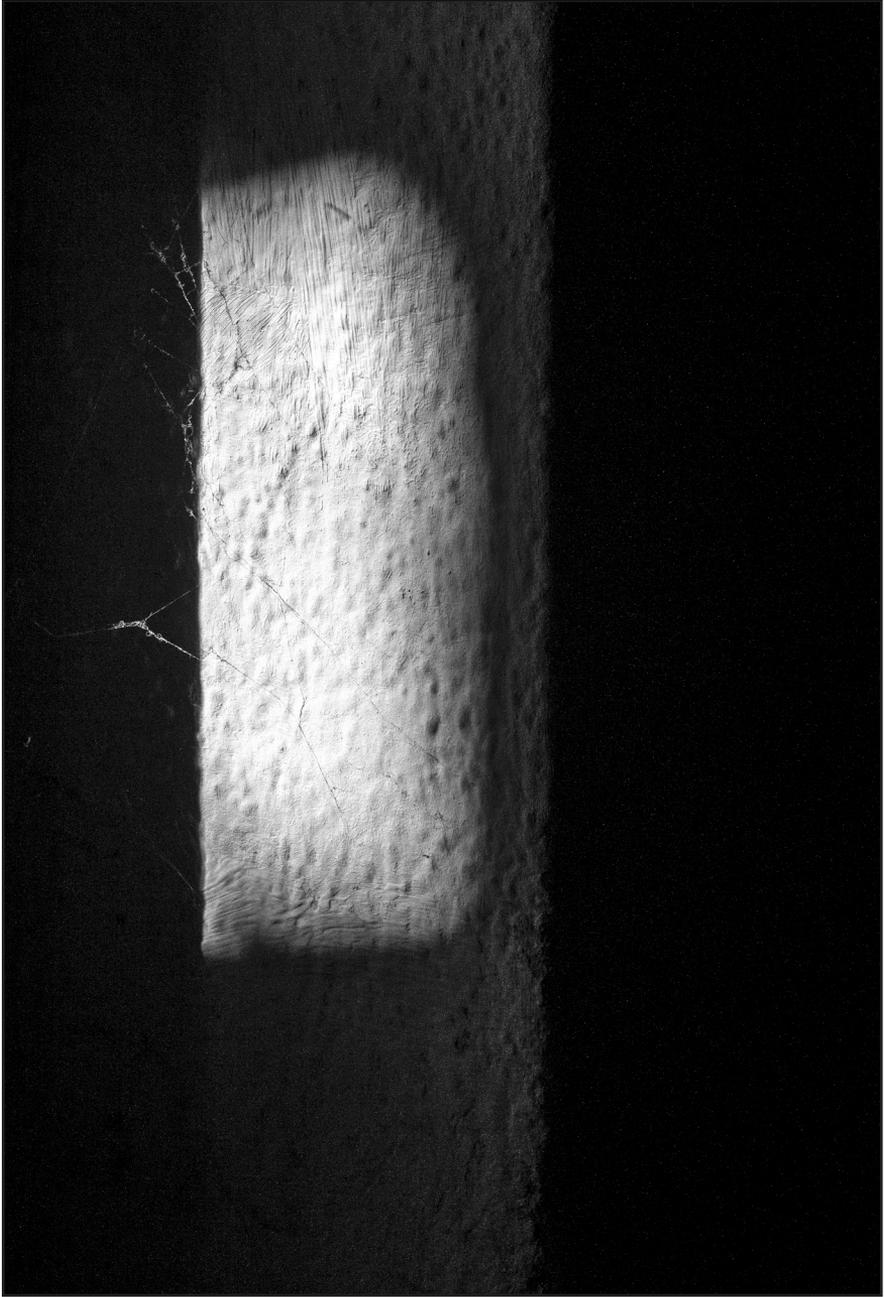
Katapultiert man sich in die Welt, glaube ich, landet man in Geschichten. Die prägendste Landung, oder besser: den härtesten Aufprall stellt dabei für mich Bosnien dar. 2013 war ich erstmals in Sarajevo, im Juli, zufällig zum Gedenktag an den Genozid von Srebrenica achtzehn Jahre zuvor. Die Stimmung in der Stadt, die Gespräche mit Menschen, die zum Gedenktag zurückgekehrt waren, machten mir deutlich, wie wenig ich von Ex-Jugoslawien wusste. Die Kriege in den Neunzigern, die jüngere Geschichte dieser Gegend und auch ihre Gegenwart, das alles war für mich ein Sammelsurium von oberflächlichem Halbwissen. Nach der Rückkehr begann ich, Interviews mit der ex-jugoslawischen Diaspora zu führen und erhielt Kontakte nach Serbien und Bosnien, was weitere Aufenthalte dort ermöglichte. Ich wurde von einer Geschichte zur nächsten weitergereicht und oft machte ich die Erfahrung, von diesen geteilten Erinnerungen in einer bis dahin unbekanntem Weise regelrecht verschluckt zu werden. Jemand begann zu sprechen und riss mich mit in sein nacherzähltes Leben. Was für eine Macht und welchen Sog Geschichten erschaffen können, das wurde mir erstmals während dieser Recherchen bewusst, die im Roman *Phantome* münden sollten. 2015, zum 20. Gedenken, fuhr ich erneut nach Srebrenica. In diesem Talkessel im Osten Bosniens traf ich auf Frauen, die hier ihre Söhne, Brüder, Väter und Ehemänner verloren hatten. Die Flucht hatte sie bis nach Kanada oder Finnland verschlagen, zur Gedenkfeier kehrten sie zurück. Und egal, wo – zwischen den geparkten Bussen vor der Fabrik, am Zaun zur Gedenkstätte, auf der Restaurantterrasse im Zentrum Srebrenicas – wo ich nachfragte, erhielt ich Antwort. Vielleicht lag es am Ort, wo sonst musste man vom eigenen Schicksal erzählen, wenn nicht hier. Vielleicht daran, dass es sich um den Jahrestag handelte, der Juli 1995 ein bisschen tiefer in der Vergangenheit verschwand. Ich hörte von traumatischen Ereignissen, von Gewalt, Vertreibung und Tod, es gab nur noch ein Gegenüber, das von Leid und Überleben berichtete. Als ich später gewissermassen wieder zu mir kam – als ich für den Roman die Notizen durchlas, die Audioaufnahmen anhörte, die Fotos betrachtete, das Erfahrene dadurch in meiner Realität verankern konnte –, hatte ich den Eindruck, dass sich aus dieser Vielfalt an Stimmen ein Verständnis für die

Komplexität unserer Gegenwart formen lässt. Dieses Zuhören, das Verlorengehen im Zuhören, machte mir auch bewusst, wie elementar die Erfahrung des Erzählens ist, wie notwendig, um unserer Wahrnehmung der Welt mehr Tiefe zu geben, mehr Facetten, und dass ein Buch einer losen Grenzziehung entspricht, einem Skizzieren des weiten, offenen Raums, den eine geteilte Geschichte erschafft.





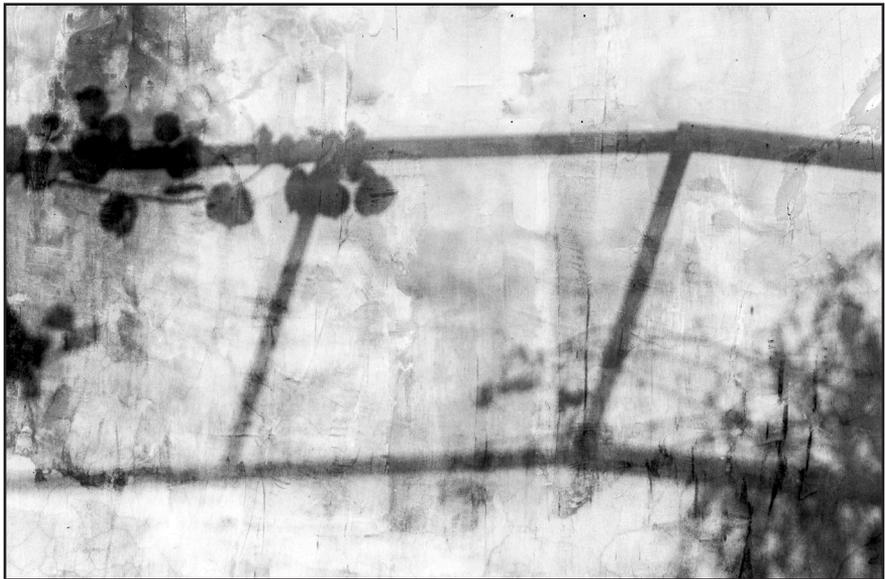












Peter Rosei

Erinnern und Erzählen

Wie ist das eigentlich mit dem Erinnern? Zwei Wege: Entweder du suchst nach – oder es kommt über dich.

Kommt eine Vorstellung über dich, ist es gleich, als zöge das eine das andere hervor oder nach sich, vielfach auch etwas, das dir gar nicht passt oder lieb ist – so war es doch gar nicht gemeint, sagst du dir – und, so schnell kannst du nicht schauen, nimmt alles den Grad von Tatsächlichkeit, Wirklichkeit an, der oft ans Schmerzhaftes, Lästige oder Lächerliche – oder auch ans Beglückende grenzt.

Suchst du aber etwas, suchst dich zu erinnern, wie man sagt, sind es erst nur wie Winke in einem undeutlich aufgefassten Raum oder Wischer von Farben oder auch Annäherungen von Kälte oder Wärme – und dann springt es heraus (oder auch nicht), da und dort taucht unscharf ein Bild auf, ein bezeichnendes Wort auch schon: Jetzt musst du aufpassen, die passenden, die *richtigen* Worte zu finden, die zuletzt, zusammenklingend, eine Repräsentanz des ursprünglich Gefühlten vielleicht ergeben könnten: ein Gesicht, eine Hand, das Winken einer Hand? Oder wie jemand die Eigenart hat, sich ins Haar zu fahren oder von unten herauf dir in die Augen zu schauen oder dir zuzulächeln? Und gleich verbindet sich die Szene mit anderen, die nebenher aufgerufen werden, die sich aufdrängen und ebenfalls produzieren wollen, so dass du Mühe hast, auch nur einigermaßen die Übersicht und das Kommando zu behalten.

*

Während ich an dem kleinen Kanal hinunterwandere, und ich schaue in das ölig schaukelnde Wasser hinein, zu den sich spiegelnden Hausfassaden da: Tauchen sie auf, oder versinken sie? – All das erinnert mich an das Spiel des Erinnerns, wo Situationen und Bilder sich plötzlich in deinem Sinn rekonstruieren oder, vielmehr, schaffst du sie nicht eben erst in diesem köstlichen Moment, aus der wirren und gestaltlosen Flut vergangenen Lebens herauf?

Wenn wir vom Erinnern reden, werden wir gleich aufs Wahrnehmen verwiesen, landläufig als Quelle und Voraussetzung der Erinnerung angesehen, und damit letztlich auf die Frage, ob es eine Außenwelt gibt, wie unser Bezug zu ihr ist, vor allem, wie wir uns ihrer vergewissern können.

Für einmal möge uns jetzt der pragmatische Standpunkt genügen, dass nämlich die Menschen gemeinhin so tun und sich verhalten, als gäbe es eine Außenwelt. Inwieweit die Sprache da mitspielt, auch diese Frage lassen wir jetzt beiseite.

Erinnern und Wahrnehmen haben große Ähnlichkeit miteinander. Beim Wahrnehmen, vorausgesetzt, wir nehmen eine externe Welt an, regulieren wir über im Gehirn ablaufende Prozesse die Verarbeitung des über die Sinne hereinkommenden Inputs; beim Erinnern regulieren wir über im Gehirn ablaufende Prozesse Auswahl und Arrangement der Software.

Zwei Merksätze:

1. Die einzige Zeit, die wir wirklich erleben, ist die Gegenwart.
2. Erst durch die Umwandlung der hereinkommenden Reize in Sprachformen werden sie zur Information.

*

Im Erinnern schaffen wir Parallelwelten, die nur in unserem Gehirn existieren. Was von außen her allein unabdingbar ist, ist die Zuführung von Betriebsenergie.

Wenn etwa Platon sagt, die Kunst schafft Träume für die, die wach sind – das kommt uns irgendwie bekannt vor: Auch Träume sind Parallelwelten.

Kunst ist vor allem auch *Erinnerungskunst*. Nehmen wir eine Außenwelt an, bewegt sich Kunst entlang der Natur, wobei wir freilich die Freiheit haben, unsere Sinneseindrücke über ihre Form in der Sprache zu manipulieren, zu arrangieren oder, wie man sagt, *zu gestalten*.

Die Frage beim Erinnern ist ja doch – ich wiederhole mich hier – ob wir uns an Bilder oder, sagen wir, Eindrücke *erinnern*, wie wir sie tatsächlich einmal erlebt haben, sozusagen Eins zu Eins, oder ob wir uns diese vorgeblich einmal erlebten Ereignisse im Erinnerungsvorgang erst aus gespeichertem Erlebnismaterial arrangieren?

Ist es nicht eher so, dass wir beim Erinnern mit einer vagen Vorstellung oder, vielleicht trifft es das besser, mit einem vorerst noch recht

undefinierten Gefühl anfangen, das Bilder oder Details von Bildern in uns aufruft bzw. wir versuchen, diesem Gefühl eine Gestalt zu geben, es Gestalt werden zu lassen: Mit den aufsteigenden Bildern sind zugleich auch die Worte da, und mit den Worten beginnt auch schon das Arrangieren, das *Dichten*.

Darin sind Wahrnehmen und Erinnern sich tatsächlich gleich: Es kommt immer auf den Standpunkt an, darauf, was ich sehen will, was ich zulasse und wie ich das Zugelassene ordne.

Merksatz:

Alle Dinge sind gleich groß. Es kommt nur darauf an, wie viel Aufmerksamkeit ich auf sie konzentriere. Eine Blume, die ich anstaune, ein Nagel, den ich einschlagen will, kann die ganze Welt ausfüllen.

*

Am Anfang dichterischer Arbeit steht stets ein Detail, von dem aus, eher vage, der weitere Verlauf der Geschichte geplant ist – was wir *Kalkül* nennen wollen.

*

Ein Jammer mit dem Erzählen ist es, dass der Inhalt fast immer an Personen abzuhandeln ist. Ohne Personal – keine Erzählung, könnte man fast sagen, von Ausnahmen abgesehen – wie z. B. mein *Entwurf für eine Welt ohne Menschen*.

*

Der Kalkül bestimmt im Fortgang des Erzählens die Choreographie der Aussagen. Pointiert: Der erste Satz schon – im Verein mit den Vorstellungen, die ich für das Weitere hege, mit meiner Politik, könnte man sagen – legt fest, wie es weitergehen wird, legt fest, wer einen großen Auftritt bekommen wird, wer einen kleinen, was in den Mittelpunkt rücken, was Peripherie bleiben wird.

Korrekturen am Kalkül, die ja ohne weiteres vorkommen, bedingen immer auch eine Korrektur der Anfänge, der ersten Schritte.

Es muss dann alles auf eine, auf die neue Grundlage gestellt werden. Mich wundert gar nicht, wenn ich etwa höre, dass Stifter seinen *Witiko* so schrieb, dass er, nachdem er das zweite Kapitel fertig hatte, das erste nochmals

überarbeitete und an das zweite anpasste, und dass er, nachdem er das dritte Kapitel fertig hatte, wieder an das erste und zweite Kapitel ging usf.

Jedes Weltteilchen, wenn wir jetzt einmal, um unsere Sichtweise formulieren zu können, solche Teilchen annehmen wollen, erscheint, von den tausend Seiten aus, von denen wir es betrachten können, einmal so, dann wieder anders. In die Struktur, in den Verlauf einer Struktur eingespannt – oder sollten wir einfach Geschichte sagen? – nimmt das Teilchen, das Detail eine Eindeutigkeit an, die bloß instrumentell und im Übrigen völlig illusorisch ist. Was das Teilchen ist, wissen wir nicht. Es gibt aber gar keine Teilchen, und die Welt metamorphiert.

*

Jedes Detail, das erste wie alle folgenden, spielt eine gewisse Rolle, die, zuerst bloß skizziert, im Verlauf der Arbeit sich immer mehr definiert, mit mehr und mehr Bedeutung aufgeladen wird.

Ich arbeite mich ab am Arrangement der Details. Sie sind das Einzige, worüber ich Bescheid weiß. Man könnte dieses ständige Probieren und neu und wieder neu Gruppieren und Anordnen ein *Spiel* nennen. Je länger ich spiele, desto mehr lerne ich, das heißt, mir wird klar, auf wie vielfältige Weise ich den Text lesen kann, er gelesen werden könnte. Idealerweise muss jeder Satz der Erzählung so formuliert sein, dass er in mehrfacher Weise aussagekräftig ist. Man könnte auch sagen: In myzelhafter Verstrickung bildet das Konstrukt der Sätze die Verbindung der Gedanken und, nebenher auch, das Konstrukt der in ihnen gefassten Einsichten nach. Über die Mehrfachkodierung der Sätze kommen wir dem, was Welt genannt wird, insofern nahe, weil die Weltteilchen, von denen wir gesprochen haben, mehrfach – wenn nicht zu unserem ewigen Frust – unendlich codierbar sind. Ganz zuletzt nämlich komme ich, da mag ich mich mühen, so viel ich will, gegen die Welt ins Hintertreffen: Ich sehe, was mein Konstrukt leistet, was es nicht leistet. Mit Eifer halte ich mir vor Augen, was ich geschaffen habe, derart mich vor der herabstimmenden Einsicht abdichtend, was mir unerreichbar blieb.

Vielleicht allerdings ist gerade die Einsicht ins stets Unvollkommene der stärkste Antrieb. Denn natürlich sage ich mir sogleich: Beim nächsten Mal werde ich es besser machen, ich werde ganz anders an die Sache herangehen etc. – es wird mir besser gelingen.

Spielerisch lernt alles. – Kann es uns trösten, dass, was wir Natur nennen, ebenso verfährt, dass menschliche Geschichte mit ihren Irrtümern und katastrophalen Fehlern so aufgefasst werden kann, dass wir also mit unserer Strategie einfach vorgehen, wie eben *alles* vorgeht?

Merksatz:

Try and Error heißt die universelle Methode, die auch unsere ist.

*

Der Kalkül, mit dem du die Arbeit beginnst, ähnelt dem, was man einen unklar begrenzten Bezirk nennen könnte. Es ist etwa so, als würde man sagen: Wir treffen uns dort, wo diese zwei Flüsse zusammenfließen, dort hinten, wo diese hohen Pappeln stehen. Von dort gehen wir dann in Richtung auf diesen Kirchturm zu. Ein Stück weit können wir wohl an den Eisenbahnschienen entlang gehen. Wir müssen uns immer so halten, dass die Hügel dort in der Ferne zu unserer Linken bleiben usf.

*

Merksatz:

Das mit Möglichkeiten aufgeladene Bild ist der Grundbaustein jeden Kunstwerks. Die dynamisierte Verschneidung der Bilder: das ist die Erzählung.

Was Bild heißt, ist nichts anderes als ein bestimmtes Arrangement von Details. Freilich wird der Begriff *Bild* von mir nicht in herkömmlicher Weise aufgefasst, sondern um die Möglichkeiten erweitert, die in den so und so arrangierten Details und ihrer Verbindung stecken. Meine Vorstellung vom Bild ist dynamisch: Die Vorstellungen kommen hinzu, die das Bild in mir aufruft, man könnte auch sagen, sein Potential in jeder Hinsicht, die von den Details in alle Richtungen fortzweigenden Vektoren, die ihnen innewohnende Macht.

*

Nichts ist wirklich identisch mit sich selbst. – Musil, der auf diesen Sachverhalt hinweist, hat ihn als bedrohlich empfunden: Wie aus dem vermeintlich Gesicherten und Sicherem nach ein, zwei Schritten das Ungesicherte und Fragwürdige werden kann.

Jedes Bild, das ich im Verlauf des Erzählens einsetze, setze ich ein mit dem Arsenal seiner Möglichkeiten.

Jedes Bild, was auch immer, das krudeste und banalste, und sei es ein alter Schuh, der irgendwo in einer Ecke liegt, sagt mir doch zugleich: „So bin ich!“ und „So war ich, so bin ich geworden!“ und auch „Das oder jenes könnte noch aus mir werden!“

Ein Schuh, der auf dem Boden liegt.

Mit anderen Worten, ich lege, was das Nicht-Identische betrifft, den Akzent auf die Möglichkeiten des Herkommens, der Ableitung sozusagen, aber auch der Entwicklung, der möglichen Verknüpfung, der Verflechtung mit anderen Dingen, kurz, der Bedeutung.

Über die Möglichkeiten – seine Möglichkeiten – ist der im Bild gefasste Gegenstand *in der Welt*, ist er mit ihr, die sich in ständigem Fluss, in ständiger Veränderung befindet, verbunden.

Ich merke ja deutlich, dass ich, könnte ich auch alle Gegenstände erfassen und darstellen, doch an dem, was Welt heißt, großartig vorbeiziehen würde.

Klar ist auch, dass ich *alle* Möglichkeiten von vornherein gar nicht im Blick habe, im Blick haben kann. Im Fortgang des Erzählens kommt es zudem zur Interaktion der Bilder, die ungeahnte, neue Möglichkeiten der Verknüpfung freisetzt.

Noch einmal: Die dynamisierte Verschneidung der Bilder: das ist die Erzählung.

Zwangsläufig ergibt sich, dass ich im Fortgang der Arbeit zurückblättern muss, um zu prüfen, inwieweit und wie die Interaktion der Bilder die Akzente verschiebt, mir, gleichsam unter der Hand, den gewollten Sinn verdreht, vielleicht gar ins Gegenteil. Ich muss auf der Hut sein.

*

„Alle stärkeren Stimmungen bringen ein Mitklingen verwandter Stimmungen mit sich: sie wühlen gleichsam das Gedächtnis auf. Es erinnert sich bei ihnen etwas in uns und wird sich ähnlicher Stimmungen und deren Herkunft bewusst. So bilden sich gewöhnlich rasche Verbindungen von Gefühlen und Gedanken, welche zuletzt, wenn sie blitzschnell erfolgen, als Einheiten empfunden werden ... in Wirklichkeit sind sie Ströme mit Hunderten Quellen und Zuflüssen“, merkt Friedrich Nietzsche an.

Für uns heißt das, darauf zu achten, dass Einheiten, wie Nietzsche das nennt, nur insoweit entstehen, wie wir es wollen, dass sie entstehen, es in

unsere Pläne passt, und dass es unser vornehmlichstes Ziel sein muss, im Fortgang der Erzählung die Zusammenhänge nicht zu verschmieren, sondern, im Gegenteil, sie möglichst deutlich herauszustellen (was allerdings nicht vorzeigen heißt) – ähnlich wie ein Präparator die einzelnen, in der Bewegung zusammenspielenden Muskeln, ein Ingenieur die Funktions-teile einer Maschine, der Komponist die Töne, aus denen sein Musikstück besteht, zu bedenken hat.

Beliebigkeit, Geschwätzigkeit, Redundanz – das sind unsere Todfeinde.

*

Für den Dichter ist Wissen nur ein, wenn auch wichtiger Subtext.

Der Dichter staunt; er hat das Staunen nicht verlernt.

Der Dichter vergisst, was er weiß.

Bei der Arbeit bewegst du dich zwischen den Polen der vollkommenen Ordnung und der vollkommenen Unordnung. Du musst jederzeit beide Möglichkeiten im Blick haben. Je größer die Spannung, die du aushältst, desto reicher dein Gedicht.

Es ist wie eine Wolke aus Worten, schrieb ich einmal, ungenau, aber recht anschaulich, aus der mit einem Mal die richtigen Worte herausfallen.

Zerbrechlichkeit – das ist ein großer Wert für den Künstler.

















Vladimir Vertlib

Erinnern-Enthüllen-Erzählen: Reflexionen über Flucht- und Grenzräume

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Studierende, es ist mir eine große Freude und eine Ehre, heute, an diesem Nachmittag, hier zu sein!

Für meinen Vortrag habe ich kein vorab eingegrenztes und klar definiertes Spezialthema gewählt, sondern werde mich heute dem Dachthema dieser Reihe von Poetikvorlesungen, nämlich „Erinnern-Enthüllen-Erzählen“ in essayistischer Weise annähern: ein persönlicher Rundumschlag, eine parteiische, eine polemische Bestandsaufnahme in drei „Versuchen“ („Essays“) soll es werden. Es sind Reflexionen über Flucht- und Grenzräume, über Widersprüche und die stete Suche nach der Selbstvergewisserung. Und noch etwas mehr als das... Als ehemaliger Flüchtling und Migrant mit russisch-jüdischen Wurzeln versuche ich die Brüche und Ambivalenzen auch in mir selbst aufzuspüren, einen Bogen zu spannen...

1 Versuch: OSTEN

Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich vor Jahren in dem 1997 erschienen Buch mit dem Titel *Café Istanbul. Alltag, Religion und Politik in der modernen Türkei* gelesen hatte. In den Neunzigerjahren machte in Istanbul ein sehr verstörendes Gerücht die Runde (ob es einen wahren Kern hat oder nicht, sei dahingestellt): ein japanischer Konzern habe der Stadtverwaltung den Vorschlag gemacht, das Goldene Horn, das damals eher einer stinkenden Kloake glich, zu reinigen, und zwar unentgeltlich. Als Entschädigung erhebe der Konzern nur den Anspruch auf die Schätze, die er im Zuge besagter Reinigung am Grunde des Goldenen Horns finden würde. Die Stadtverwaltung habe diesen Vorschlag abgelehnt und damit – so jedenfalls dachten damals viele Bewohner Istanbul – absolut richtig gehandelt, denn, bekam man damals in Istanbul immer wieder zu

hören, besser, es bleibe alles beim Alten und die Kostbarkeiten verborgen, als dass sie außer Landes gebracht würden.

„In meiner Deutung dieser Geschichte“, schreibt Günter Seufert, der Autor von *Café Istanbul*, „steht Japan hier mit seiner Technologie und Aktivität, mit seinem Know-How und Unternehmerteil für die moderne und vom Westen geprägte Zeit, steht stellvertretend für ‚die Anderen‘, die diese Zeit beherrschen. Das Goldene Horn hingegen repräsentiert die eigene, keineswegs rosige Lage, ‚den Osten‘, die Türkei und, aus der Sicht der Sprecher, ‚UNS‘. Die Episode beschwört die Überzeugung, dass ‚der Osten‘ über Schätze verfügt, unzählbar und unmessbar in ihrer Fülle, und dass trotz aller Widrigkeiten das eigentlich Kostbare und Überdauernde bei ihm [also im Osten] daheim ist. *Kostbarkeiten sind das, die nichts von ihrem Glanz verlieren, auch wenn sie heute bis zur Unkenntlichkeit mit Schmutz und mit Fäkalien bedeckt sind.*“ Also, auf den Punkt gebracht: Mit Fäkalien bedeckt, aber dennoch schöner als alles andere, denn nichts ist schöner als die Heimat...

Sie können sich denken, warum ich Ihnen diese Geschichte erzähle. Als ich sie das erste Mal las, dachte ich mir: es geht in diesem Buch zwar um die Türkei, doch was hier geschildert wird, ist eine Metapher, die auch für „UNS“ Gültigkeit hat. Wir, das sind jene, die aus dem so genannten „Osten“ stammen, die dort leben oder von dort herkommen. OSTEN: ein Ausdruck, den auch Günter Seufert selbst in der soeben zitierten Passage, wenn auch unter Anführungszeichen, verwendet, spricht er doch bezeichnenderweise nicht vom Orient, vom Nahen Osten oder der islamischen Welt, sondern vom Osten ganz allgemein. Nun kann man darüber diskutieren, wo der „Osten“ beginnt, ob schon in Eisenach, Ustí nad Labem oder Bratislava, in Mukatschewo, Narwa oder Maribor, schon in Rijeka oder erst in Tschernowitz. Oder vielleicht doch erst in Istanbul? Über den Begriff wird seit Jahrhunderten diskutiert, doch Seufert lässt ihn bewusst offen, verwendet ihn salopp, weil es weniger um eine klare geographische Zuschreibung, sondern vielmehr um eine Geisteshaltung und Weltsicht, um Selbst- und Fremdwahrnehmung und vor allem um Gefühle geht...

Fünf Jahre war ich alt, als meine Eltern und ich die Sowjetunion verließen. Als ich nach der Emigration das erste Mal in meine Geburtsstadt zurückkehrte, hieß sie nicht mehr Leningrad, sondern wieder St. Petersburg.

Es war Herbst 1993, die Stadt wirkte wie paralysiert, trist und niedergeschlagen nach den vielen Jahren der Diktatur und den wenigen Jahren der Perestrojka, welche nach der anfänglichen Euphorie zum Niedergang und Elend, Kriegen, Lebensmittelkarten, Hyperinflation und Vermögensverlust geführt hatte. Ein Kilo Brot kostete 200 Rubel; zwei Jahre zuvor war dies noch ein gutes Monatsgehalt. Außerdem fand in Moskau gerade ein Machtkampf zwischen Präsident Jelzin und dem noch aus Sowjetzeiten stammenden Kongress der Volksdeputierten statt, der für Verunsicherung und Angst sorgte und bekanntermaßen blutig ausgetragen wurde. Dennoch hatten viele Menschen die Hoffnung noch nicht verloren, glaubten oder hofften insgeheim, dass alles bald oder zumindest in absehbarer Zeit besser werde, auch wenn die Lebensrealität der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung keineswegs danach aussah. Die „schlimmen Neunzigerjahre“ sollte in den kommenden Jahren erst so richtig schlimm werden. Es schien mir, als befinde sich die ganze Stadt in einer schweren depressiven Verstimmung, wenn auch noch nicht in einer echten Depression. Düster und schäbig war die Stadt, und doch hatte keine Katastrophe vermocht, ihre Schönheit zu zerstören, weder davor noch danach.

Kaum war ich angekommen, wurde ich von sämtlichen Verwandten vor den Gefahren gewarnt, denen ich mich auf den Straßen St. Petersburgs aussetzte. Beschimpft, gedemütigt, bestohlen, betrogen, ausgeraubt, ermordet oder noch Schlimmeres könne mir, einem deutlich als „Westler“ erkennbaren jungen Mann, geschehen (mein Onkel berichtete von „abgemurksten“ Touristen und verwendete dabei das schwer zu übersetzende Wort „*ukokóschili*“, und so beschloss ich, mich zu verkleiden, zog die alten Hosen, Schuhe, Hemden und den Mantel meines Onkels an – die Sachen passten mir (mehr oder weniger), und auf einmal sah ich nicht nur einheimisch, sondern richtig armselig, also für russische Verhältnisse normal aus. Man nahm mir den Einheimischen ab, obwohl mein Russisch für manche etwas antiquiert klang. Mein in St. Petersburg lebender Cousin erklärte mir, ich gebrauche Ausdrücke, die üblicherweise von siebzehnjährigen Damen und nicht von jüngeren Leuten (ich war damals 27) verwendet würden. Hin und wieder runzelte jemand die Stirn oder war erstaunt, wenn ich nach Worten rang oder holprige Formulierungen verwendete, doch hatte ich mich bald so weit angepasst, dass ich Museen und andere

Sehenswürdigkeiten zum billigen Tarif für GUS-Bürger, der damals etwa ein Zehntel von dem ausmachte, was Ausländer zahlen mussten, betreten durfte. Keiner fragte nach oder kontrollierte meinen Ausweis. Das machte mich stolz, manchmal sogar ein bisschen glücklich, und Sie verstehen natürlich, dass dies nichts mit den für mich lächerlich geringen Beträgen zu tun hatte, die ich dabei sparte... Vor dem Eingang zum Zarenpalais und dem berühmten Park von Petergof, der damals noch Petrodworez hieß, hatte ein älterer Mann einen Stand (es war, soweit ich mich erinnern kann, nichts weiter als ein Holztisch) aufgebaut und bot Ansichtskarten zum Verkauf an. Ich blieb stehen, schaute mir die Bilder an. Sie waren von minderer Qualität, sowjetische Massenware, die Abbildungen waren grobkörnig, manchmal verwaschen, die Farben blass. Doch gerade deshalb gefielen sie mir, erinnerten sie mich doch sehr an jene Ansichtskarten, die ich in meiner Kindheit von meiner Großmutter geschenkt bekommen hatte.

„Nein, das ist nichts für Sie“, erklärte mir plötzlich der Verkäufer. „Das ist für Touristen aus dem Westen. Gehen Sie um die Ecke, dort hinüber, hinter der Mauer, dort finden Sie einen anderen Stand mit qualitativ viel besseren Ansichtskarten, die außerdem nur halb so teuer sind. Die sind für *unsere* Leute.“

Ich zögerte.

„Gehen Sie schon!“, insistierte der Verkäufer. „Ich gebe Ihnen diesen guten Rat, in Ihrem eigenen Interesse, auch wenn mir dadurch ein Geschäft entgeht. Gehen Sie lieber zu meinem Kollegen.“ Er zeigte mit dem Finger in die entsprechende Richtung. „Dort finden Sie einige wirklich gelungene und außerdem billige Fotos von Petrodworez und von einigen anderen Schlössern.“

Ich zögerte immer noch.

„Wissen Sie“, erklärte er mir. „Die Ausländer merken den Unterschied ohnehin nicht. Sie schätzen unser kulturelles Erbe nicht und erkennen nur selten seinen Wert. Aber wenn Sie schauen, wie schäbig und heruntergekommen bei uns alles ist, kann ich das den unwissenden Touristen aus Europa oder Amerika nicht wirklich verübeln. Sie sind oberflächlich. Für sie muss alles strahlen, damit sie es sehen.“ Ich murmelte etwas, ich hatte Angst etwas zu sagen, was mich verriet. „Es gibt diese besondere, die schöne Perspektive auf die Dinge“, sinnierte der Verkäufer, „eine Perspektive,

die das Wesen der Dinge zum Vorschein bringt. Doch diese können nur wir erkennen, und nur wir wissen sie zu schätzen und verstehen, was sie bedeutet. Gehen Sie um die Ecke – zum Stand meines Schwagers. Dort bekommen Sie alles billiger. Ich kenne übrigens den Fotografen gut, der die Bilder gemacht hat.“

So oder so ähnlich sprach der Verkäufer, er sprach ernst, ruhig, sogar bedächtig, keineswegs insistierend, sondern eher resignativ. Ich kaufte bei ihm trotzdem einige Ansichtskarten und nicht bei seinem Schwager um die Ecke. Warum? Aus Trotz vielleicht. Vielleicht auch, weil ich hinter dieser Geschichte irgendeine Gaunerei befürchtete.

Heute denke ich, dass der Verkäufer alles genau so meinte, wie er es mir gesagt hatte. Vielleicht aber lag der Grund, warum ich mich zum Kauf gerade dieser minderwertiger, überteuerter Ansichtskarten entschieden hatte, darin, dass ich ein schlechtes Gewissen hatte, ein schlechtes Gewissen, weil ich mich verkleidete und für jemanden anderen ausgab, weil ich das Glück gehabt hatte, rechtzeitig der Welt, in der ich mich gerade befand, zu entfliehen, weil ich zwar jeden Tag, jede Stunde, jede Minute meines Russlandaufenthaltes als existenziell und wichtig erlebte und doch froh war, jederzeit wieder wegfahren zu können. Und selbstverständlich war es mir unangenehm, ja geradezu peinlich den Erwartungen des Verkäufers, der gut zweimal älter war als ich, nicht zu entsprechen. Musste er mich nicht für undankbar und dumm halten? „Wie Sie wollen“, sagte er mit einer Mischung aus Enttäuschung und Erstaunen, als ich auf dem Kauf insistierte. „Es ist Ihr Geld.“

Die Ansichtskarten kamen mir teurer zu stehen, als ihm bewusst war.

2. Versuch: GRENZE

Am 30. September 2015 spricht mich vor dem Salzburger Hauptbahnhof ein dunkelhäutiger Herr in mittleren Jahren an. An diesem Abend bin ich als freiwilliger Helfer der *Caritas* im Einsatz und schiebe gerade einen Einkaufswagen voller Decken, um diese an Flüchtlinge, die auf ihre Weiterreise nach Deutschland warten, zu verteilen. Der Mann macht einen sehr aufgeregten Eindruck. Warum ich denn „diesen Leuten“ helfe, fragt er mich empört. Warum bekommen sie so viel, warum werden sie ins Land gelassen, warum sind viele Österreicher so begeistert darüber?

Warum werden gerade sie mit offenen Armen empfangen, so als sei Europa plötzlich zu einem Selbstbedienungsladen für Menschen aus aller Welt geworden? Vor 27 Jahren sei er selbst als Flüchtling nach Österreich gekommen. Damals habe ihm kaum jemand geholfen, jahrelang habe er illegal im Land gelebt und gearbeitet, habe es schwer gehabt, habe „ganz unten angefangen“, es letztlich aber doch „zu etwas gebracht“. Schließlich sei es ihm gelungen, seinen Status zu legalisieren. Inzwischen sei er längst österreichischer Staatsbürger.

Ich widerspreche, versuche zu argumentieren, weise darauf hin, dass ich selbst einmal Flüchtling und Migrant gewesen sei, dass ich es als Gastarbeiterkind in Wien schwer gehabt habe, dass meine Mutter, eine Mathematiklehrerin, zeitweise als Putzfrau, mein Vater, ein Jurist, als Hilfsarbeiter gearbeitet hatten. Dennoch oder, besser gesagt, gerade deshalb erfülle es mich mit Genugtuung und Freude, wenn die Flüchtlinge von heute von einem Teil der Bevölkerung, wenn auch leider bei weitem nicht von allen, willkommen geheißen werden. „Sollen denn alle dasselbe durchmachen müssen, was Sie oder meine Eltern und ich erleben mussten?“, frage ich den Mann, der neben mir herläuft und auf mich einredet, während ich schon längst den Bahnhof durchquert haben sollte, um zu jenem Hinterausgang zu gelangen, wo eine große Gruppe von Flüchtlingen auf das Austeilen der Decken wartet. In der Bahnhofshalle sitzen oder liegen junge Männer auf dem Boden. Einige haben Schlafsäcke, andere betteln um eine Decke, doch darf ich ihnen keine geben. Sie müssen sich wie die anderen an der Ausgabestelle draußen auf der Straße anstellen. Im Caritas-Depot, aus dem die Flüchtlinge versorgt werden, sind kaum mehr Decken übrig.

„Freuen Sie sich denn nicht, wenn heute zumindest ein paar Dinge, vielleicht nur punktuell und für kurze Zeit, besser sind als vor zwanzig oder dreißig Jahren?“, frage ich.

„Nein! Nein! Es geht ums Prinzip!“, sagt der Mann aufgeregt.

„Um welches Prinzip denn?“, frage ich und versuche, ruhig zu bleiben. „Diese Menschen haben alles verloren.“

„Sie bekommen alles!“, schreit er.

„Dann zerreißen Sie doch Ihren österreichischen Pass und schließen sich den Flüchtlingen an, um alles zu bekommen“, sage ich und beschleunige meinen Schritt.

In der Lastenstraße, an der weniger repräsentativen, der Stadt abgewandten Seite des Bahnhofs, gelingt es der Polizei, den Dolmetschern, einem Caritas-Kollegen und mir mit einiger Mühe, die jungen Männer davon abzuhalten, sich auf meinen Wagen zu stürzen und sofort alle Decken an sich zu reißen. Frauen und Kinder haben Vorrang. Die Außentemperatur liegt an diesem späten Abend unter zehn Grad, und die Bahnhofstiefgarage, in der achthundert Feldbetten stehen, ist gerade voll belegt. Und dann sehe ich ein Kind, einen Jungen, vielleicht sechs oder sieben Jahre alt, der barfuß auf dem Asphalt herumläuft, und kurze Zeit später ein weiteres Kind, einen etwa Dreijährigen, der ebenfalls weder Schuhe noch Socken hat. Einige Männer tragen Flip-Flops oder Sandalen, eine Frau und ihre Tochter nur Strümpfe.

Eine Viertelstunde später sind der Caritas-Kollege und ich wieder in der Lastenstraße und verteilen Schuhe und Socken – an den Dreijährigen, an den Sechsjährigen... Weitere Kinder umringen uns, es werden immer mehr. Sie ziehen an unseren Jacken und zeigen mit den Fingern auf ihre zerrissenen Schuhe oder ihre nackten Füße. „Give me!“, betteln sie. „Give me! Please, for me!“

Hoffentlich wird für die Familien ein Schlafplatz in der Bahnhofstiefgarage frei. In dieser Nacht werden sie die Grenze nach Deutschland noch nicht überqueren.

Ich mache einen kleinen Zeitsprung:

Salzburg, 2. November 2015, „Camp Grenze“: Das Areal rund um das alte Zollgebäude ist eingezäunt und wird vom Militär bewacht. Drinnen sind ebenfalls Absperrungen, Zelte, Toiletten- und Waschkabinen, eine Krankenstation, Bereiche für Frauen und Kinder, eine Tiefgarage, die als Warteraum dient. Der Grenzübertritt der Flüchtlinge nach Deutschland, in Österreich „Auslass“ genannt, erfolgt über eine schmale Fußgänger- und Fahrradbrücke, welche über die Saalach ins bayerische Freilassing führt. Seit einigen Wochen ist diese Brücke abgesperrt und ausschließlich für Flüchtlinge reserviert. Um „ausgelassen“ zu werden, müssen sie einige Zeit (manchmal auch einen Tag oder eine Nacht) warten, bevor sie sich in eine Schlange einreihen dürfen. Aus dieser Schlange werden sie in kleinen Gruppen in ein Doppelzelt vorgelassen, das wiederum in vier oder fünf Bereiche unterteilt wird. Für den Einlass ins Doppelzelt und den „Auslass“

auf die Brücke sind wir, die freiwilligen Helfer, zuständig. Etwa viermal pro Stunde meldet sich ein deutscher Polizist per Funk. Rund um die Uhr. Schichtdienste auf beiden Seiten – ohne Unterbrechung.

„Deutschland an Österreich, bitte kommen!“ – „Österreich an Deutschland“, antwortet jener von uns, der gerade das Funkgerät hat. „Ihr könnt die nächste Gruppe rüberschicken. Maximal 25 Personen.“ – „Österreich an Deutschland. Verstanden. Wir schicken euch 26 rüber. Wir haben eine Gruppe mit 26.“ – „Deutschland an Österreich. Gut. Passt.“ Manchmal ist die Sprache verräterisch. „Ihr könnt das nächste Paket schicken“, heißt es zum Beispiel. – „Ist unterwegs.“

Wir öffnen den Zeltausgang und lassen die Gruppe aus dem vorderen Zeltbereich hinaus. Drei Meter weiter ist ein Gitterzaun mit improvisiertem Tor, dahinter ein Rad- und Fußweg, der am Fluss entlangführt, dann ein weiterer Gitterzaun mit Tor. „One line, one line, please! Wait!“ Noch einmal abzählen. 24, 25, 26. Tor auf.

Währenddessen rückt die zweite Gruppe in den vorderen Bereich des Zeltes vor, die Gruppen dahinter rücken nach, ein Kollege lässt eine neue Gruppe aus der Warteschlange ins Zelt, von hinten wird die Schlange aufgefüllt, während in regelmäßigen Abständen Busse Flüchtlinge aus dem Camp in einer ehemaligen Autobahnmeisterei, wo sie „bebändert“ wurden, hierher, an die Grenze, bringen. Die Papierbänder, die den Flüchtlingen um den rechten Unterarm gewickelt werden, haben verschiedene Farben, Buchstaben und Zeichenkombinationen. Sie regeln die Reihenfolge, nach der Flüchtlinge über die Grenze gehen dürfen. Diese Bänder müssen wir ihnen vor dem Auslass unbedingt abschneiden.

Nachtschicht. Drei freiwillige Helfer, darunter ich. Die Menschen in der Schlange frieren. Am frühen Morgen wird die Temperatur um den Gefrierpunkt liegen. Das Bundesheer teilt graue Armeedecken aus, die wir im Zelt wieder einsammeln.

Die Flüchtlinge sind müde, viele krank. Sie husten, atmen schwer, zittern, manche haben Fieber, Schweiß auf der Stirn. Ich sehe ein Baby, etwa drei Wochen alt, in eine Decke gewickelt. Kranken, Kindern und alten Menschen lassen wir die Decken, auch wenn ihr Fußweg ans andere Flussufer keine hundert Meter lang ist. Das Baby schreit kein einziges Mal – weder in der Schlange draußen noch im ersten Zelt oder bei den

Nachrückungen ins zweite Zelt. „Schau nach, ob das ein Baby oder ein Bündel ist“, bittet mich der Kollege. Haben wir das Baby doch tatsächlich übersehen. Oder haben wir es schon mitgezählt und wieder vergessen? 25 Personen dürfen mit dieser Gruppe die Brücke überqueren.

Nachrücken. „No, not here. Sit down! Stay with your group, please.“ Ein junger Flüchtling erklärt mir, dass er es leid sei, zu warten. Seit Wochen werde er von Absperrung zu Absperrung geschoben und müsse ständig Anweisungen befolgen. Er solle noch ein bisschen Geduld haben, er sei fast am Ziel, erkläre ich ihm. Dass es auf deutscher Seite genauso weitergeht, dass dort das Warten erst beginnt, sage ich ihm nicht.

Das Bundesheer sorgt für Unterkunft und Verpflegung, hilft bei der Zusammenstellung der Gruppen und übernimmt Sicherungsaufgaben. Für Bebänderung und Auslass ist es nicht zuständig. Dies darf weder die Polizei noch die Armee durchführen, weil die Stadt Salzburg darauf besteht, dass dies durch Freiwillige erfolgt. Auf keinen Fall soll die Bebänderung wie eine „offizielle Registrierung“ aussehen, auf dass die deutschen Behörden nicht plötzlich auf die Idee kommen, die Flüchtlinge zurückzuschicken, damit sie ihre Asylanträge hier bei uns stellen. Und kein Soldat öffnet jemals die Pforte zur Brücke, die nach Deutschland führt.

Um etwa zehn nach vier kündigt die deutsche Polizei eine halbstündige Pause an. Nach einigem Geschiebe und Gezerre herrscht plötzlich gespenstische Ruhe im gesamten Doppelzelt, unterbrochen nur von regelmäßigem Husten, Schnäuzen, gelegentlichem Seufzen. Ein alter Mann trägt einen weißen Mundschutz. Er wirkt sehr krank. Drei junge Erwachsene stützen ihn, erklären ihm etwas im Flüsterton, reden ihm gut zu. Kinder sitzen still neben ihren Eltern oder auf deren Schoß. Manche starren uns mit weit aufgerissenen Augen an. Ein junger Mann hat sich auf den Boden gelegt und schläft. Eine zusammengerollte Decke dient ihm als Kissen. Andere legen die Köpfe auf die Schulter des Nachbarn, nicken ein, fahren hoch bei jedem Geräusch. Geht es weiter? Wann geht es weiter? Warum geht es nicht weiter?

Wir stehen und warten. Die Flüchtlinge sitzen und warten. Die Menschen draußen in der Schlange stehen, frieren und warten. Die Soldaten erklären ihnen, sie mögen wieder in die Tiefgarage unter dem ehemaligen Zollamtsgebäude gehen, doch sie rühren sich nicht vom Fleck. So knapp

vor dem Ziel kehren sie nicht mehr um. Viele von ihnen waren Tausende Kilometer unterwegs. Keinen Meter gehen sie zurück. Ich nehme den Flüchtlingen in den Zelten die Decken ab und teile sie an die Wartenden draußen aus.

Ich gehe in den schmalen Außenbereich zwischen dem Zelt und dem ersten Gitterzaun, um zu rauchen. Eine Straßenlaterne beleuchtet den Zeltausgang, den öffentlichen Weg, die beiden Zäune und die wenigen Meter dahinter, die zur Brücke führen. Die Brücke selbst ist schlecht beleuchtet, genauso wie das andere Ufer – eine Aulandschaft. In den Zelten auf der anderen Flussseite, im deutschen Camp, brennt Licht. Die Dunkelheit und der Nebel haben sie scheinbar in die Ferne gerückt, so als wären sie weit weg und winzig klein und würden einige Meter über der Erde schweben: leuchtende Fenster, Konturen im Zwielflicht und rundherum nur Dunkelheit. Wenn die Flüchtlinge in der Nacht über die Brücke gehen, hat man den Eindruck, sie würden, sobald sie den Lichtkegel der Straßenlaterne verlassen haben, im Nichts verschwinden.

Hinter meinem Rücken höre ich das verzweifelt klingende Husten des alten Mannes, und mir drängt sich zum wiederholten Male die Frage auf, was ich hier eigentlich mache, warum all diese Menschen nicht in Istanbul in den Zug oder in ein Flugzeug steigen, um bequem und ohne Zwischenstopps nach Deutschland zu reisen. Stattdessen bin ich hier und erschaffe Erinnerungen. Hunderte Flüchtlinge haben meine beiden Kollegen und ich in die Zelte hinein, durch die Zelte hindurch und aus den Zelten hinaus begleitet. Nur einige von ihnen bleiben uns im Gedächtnis. Viele von ihnen werden sich allerdings sehr gut an uns erinnern, ist dies doch ein existenzieller Moment ihres Lebens. Später werden sie über diese Nacht berichten, die Nacht, als sie in Deutschland ankamen. Sie werden sich das Datum merken, Schulaufsätze darüber schreiben, Interviews geben, ihren Kindern davon erzählen. Welches Bild wird sie ihr Leben lang begleiten? Ein Lächeln? Eine nette Geste? Ein schroffer Befehl? Der Schokoriegel, den ich einem verletzten Zehnjährigen schenkte, der auf dem Boden lag? Sollten wir das alles nicht mitbedenken? Und wenn wir das mitbedenken, sind wir dann überhaupt noch handlungsfähig?

Ich selbst hatte Glück. Meine Odyssee als Migrant hat mehr als zehn Jahre gedauert. Als Kind und als Jugendlicher bin ich mit meinen Eltern

in sieben Ländern gewesen - mit insgesamt siebzehn Zwischenstationen, meinen Geburtsort Leningrad (St. Petersburg) nicht mitgerechnet. Ich übernachtete in Aufnahmezentren für Flüchtlinge und Migranten, bei Verwandten und Freunden, in Hotels und Pensionen und in einer YMCA-Unterkunft, in fahrenden Zügen, in winzigen Wohnungen ohne Bad, Wasseranschluss und Toilette (Waschbecken und WC waren außerhalb der Wohnung auf dem Gang) und befand mich in Paris im Herbst 1975, als ich neun Jahre alt war, mit meinen Eltern stundenlang auf Herbergssuche, spät am Abend, müde, mit schweren Taschen, die ich tragen musste, jammernd. Das Bett in einem Hotelzimmer, das wir schließlich gegen Mitternacht bezogen, weil es billig genug war, dass meine Eltern es sich leisten konnten, war voller Küchenschaben. Sie krabbelten über meine Wangen. Wenn ich die Augen öffnete, sah ich sie vor meiner Nase oder vermutete sie dort, und ich hatte Angst, sie würden in meine Ohren, in mein Gehirn und in meinen Verstand kriechen, dort ihre Eier ablegen, so dass mein Kopf schließlich voller Larven wäre. Am Morgen stellte sich heraus, dass die Küchenschaben überall waren: unter dem Kissen, im Bad, in der Toilette. Meinen Ekel und die Angst, die ich damals empfand, werde ich nie vergessen. Doch was ist das alles gegen die Erfahrungen von Kindern, die Krieg und Verfolgung erlebt haben und beinahe im Mittelmeer ertrunken wären? Bin ich deshalb hier und mache eine Schicht von Mitternacht bis sechs Uhr früh? Um etwas gutzumachen? Etwas an andere zurückzugeben für das Glück, das ich selbst gehabt hatte?

Ein junger Mann folgt mir ins Freie, um zu rauchen, schaut sich um und sagt: „I love Europe! It's beautiful!“ Sein Englisch ist ausgezeichnet. Vor dem Krieg habe er in Damaskus Europäische Geschichte studiert. Wir reden über Grenzen und über Flucht. 1945 seien acht Millionen Menschen in Mitteleuropa als Flüchtlinge unterwegs gewesen, erklärt mir der junge Syrer. Ja, ich weiß, sage ich. Vor 1938 hätten Flüchtlinge aus Deutschland die Grenze Richtung Österreich überquert. Während der Nazi-Zeit seien Juden und Regimegegner aus Salzburg geflüchtet. Nach dem Krieg habe es in Salzburg Dutzende Lager für Displaced Persons, darunter viele Juden auf dem Weg nach Palästina und Heimatvertriebene, gegeben. Sie alle hätten es anfangs schwer gehabt. Auch er werde es nicht leicht haben. Ja, ich weiß, sagt er schmunzelnd. Ich schaffe das schon!

Ich sei oft in Deutschland, erzähle ich. Demnächst fahre ich nach Dortmund. „Oh, Dortmund!“, sagt er euphorisch. Dortmund liege doch im Ruhrgebiet, und dort habe es in den Jahren 1923-1924 die Ruhrbesetzung durch alliierte Truppen gegeben. Bis 1925, korrigiere ich.

Ich stehe im Salzburger „Camp Grenze“ zwischen Zelt und Zaun und rede mit einem syrischen Flüchtling über die Ruhrbesetzung in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und darüber, ob beziehungsweise inwieweit diese die große Inflation ausgelöst habe. Die Realität übertrifft stets alles, was ich als Autor jemals erfinden könnte...

„Is that Germany?“, fragt mich ein anderer junger Mann und zeigt mit dem Finger auf die Zelte am anderen Ufer. – „Yes.“ – „Hurra! Finally!“, ruft er und springt vor Freude in die Höhe. „Germany! Germany!“

Deutschland habe den Krieg verloren, aber den Frieden gewonnen, sinniert der angehende Historiker. Nun sei es eines der reichsten Länder der Welt.

Vier Uhr fünfundvierzig. Ich gehe wieder ins Zelt. Im vordersten Bereich des Zeltes, direkt am Auslass, sitzen zwölf Flüchtlinge, im zweiten Bereich fünfzehn. „Eigentlich könnten wir, da ja die Deutschen immer etwa 25 Flüchtlinge akzeptieren, die beiden ersten Gruppen zusammenlegen“, schlage ich vor. „Dann haben wir eine Gruppe mit 27 Leuten, die wir rüberschicken, nur zwei mehr als ausgemacht, und genau so viele können aus der Kälte ins Zelt nachrücken.“

„Okay“, sagt der Kollege.

„Stand up, please! Move on, go to this part of the tent. Sit down!“ Die Menschen folgen meinen Anweisungen – müde, langsam, ohne Fragen zu stellen. „Deutschland an Österreich!“ Endlich! „Ihr könnt die nächste Gruppe rüberschicken. Maximal 20 Personen. Ich wiederhole: maximal 20 Personen!“ – „Maximal 20 Personen“, wiederholt der Kollege und schaut mich an, als hätte ich Mist gebaut. Er hat recht: Ich habe Mist gebaut! Ich hätte vorhersehen müssen, dass so etwas passieren kann. Die Deutschen sind unberechenbar. Zuerst behaupten sie großspurig: „Wir schaffen das! Wir schaffen das!!! Wir schaffen das?!“, und dann führen sie Grenzkontrollen ein, lassen Flüchtlinge an ihren Grenzen frieren und verringern willkürlich die Größen der Gruppen.

„Listen, we need 20 people!“, schreit der Kollege. „Only 20 people for this group. The others have to wait.“ Unruhe kommt auf. Die Flüchtlinge

reden durcheinander, schauen uns zuerst erstaunt und dann böse an. Afghanen und Syrer reden aufeinander ein und finden keine gemeinsame Sprache. „Are you one family?“ – „Yes?“ – „How many?“ – „Nine.“ – „And you?“ – „Ten.“ – „Okay. You go. The others have to wait.“ Der alte, kranke Mann mit Mundschutz ist verzweifelt, er schimpft, ist den Tränen nahe. Er und seine drei jüngeren Verwandten warten seit 40 Minuten ganz vorne im Zelt. Nun wird ihnen eine Großfamilie vorgezogen, die ursprünglich im zweiten Bereich, also weiter hinten, gesessen war.

Wir zählen die Menschen und kommen auf mehr als 20. „Das ist immer so“, schimpft der Kollege. „Zuerst sagen sie, es sind neun Personen, dann gibt es noch einen Onkel und einen Cousin, und dann sind es plötzlich zwölf oder 13.“ Nach einer weiteren turbulenten Minute stellt der Kollege eine Gruppe aus 16 Flüchtlingen zusammen. „So, dabei bleibt es jetzt“, sagt er und führt sie hinaus. „Nehmen wir doch wenigsten den alten Mann und seine drei Familienangehörigen noch dazu“, bitte ich. „Er ist steinkrank und wartet schon lange. Dann haben wir eine Gruppe mit genau 20!“ Der Kollege nickt. „Come!“, sage ich zu dem Mann mit dem Mundschutz. „Schukran!“, flüstert er und verschwindet in der Dunkelheit.

3 Versuch: SCHREIBEN

Vor einiger Zeit nahm ich in einem sozialen Netzwerk an einer Diskussion zum Thema „offene Gesellschaft“ teil. Für einen meiner Gesprächspartner, einen Herrn in mittleren Jahren, waren meine Überlegungen zu diesem Thema offenbar ein rotes Tuch. Was ich geschrieben hatte, erinnerte ihn, so schrieb er mir jedenfalls, stark an die „Egozentrik von Genderidiotinnen*“, die unterbewusst ihr wurzelloses Dasein so sehr verabscheuen, dass sie nur den Ausweg sehen, ihr ganz persönliches Schicksal der Welt als universelles Lebensmodell zu verkaufen, anstatt einfach mit ihrem Anderssein zu leben und dem Rest der Gesellschaft damit nicht auf den Sack damit zu gehen.“ Meine „Rhetorik“, sei die „eines Gestrandeten, der nun völlig entwurzelt, heimatlos, die schlechteste aller Möglichkeiten ergreift, mit dem eigenen Schicksal fertig zu werden: Es zum Ideal erklären. Und Leute, die eine echte Heimat, Sprache und Kultur besitzen und weiter darin leben möchten, als Hinterwäldler zu bezeichnen.“ Was eine „echte Heimat“ sei,

wollte er mir allerdings nicht verraten. Das würde jemand wie ich sowieso nicht verstehen, meinte er.

„Sie sind ein Reisender“, erklärte er mir. „Das ist Ihr unfreiwilliges Schicksal und Ihre Bürde. Hören Sie auf, es anderen aufzuhalsen.“ Andere Teilnehmer des Blogs pflichteten diesem Herrn sofort bei, erklärten, Grenzen sollten geschlossen werden, der Islam gehöre eingedämmt, der „Genderwahn“ abgestellt, die alten Bezugsräume wiederhergestellt. Das Christentum habe in Europa eine privilegierte Stellung; daran dürfe sich nichts ändern.

Seltsam: Ich hatte im Zusammenhang mit der offenen Gesellschaft lediglich darauf hingewiesen, dass Nationalstaaten im klassischen Sinne der Vergangenheit angehören, dass Identität und Kultur niemals etwas Statisches, sondern grundsätzlich – auch ohne Zuwanderung oder die Ankunft von Flüchtlingen – Einflüssen von außen und einer steten Veränderung unterworfen seien. Wandelbarkeit und Offenheit ist ja das Wesen von Kultur schlechthin, wolle man sie nicht auf Bräuche und Sitten reduzieren, und auch diese bleiben bekanntlich nicht ewig gleich. Mit keinem Wort hatte ich erwähnt, ich wolle mein eigenes Schicksal jemandem aufhalsen. Wer wie ich zwischen dem fünften und sechzehnten Lebensjahr zwölfmal von einem Land in ein anderes umziehen musste, wünscht dies niemandem – nicht als Erfahrung und schon gar nicht als Lebensmodell...

Die Ansichten des eingangs zitierten Herren sind exemplarisch für viele Menschen, die politisch rechts der Mitte stehen. Er und seinesgleichen hängen, ähnlich den Islamisten, einer reaktionären Utopie nach, einem Fundamentalismus, der auf eine klar strukturierte, auf scheinbar sicheren Identitäten beruhende Welt in der Vergangenheit verweist, eine Welt, die es nie gegeben hat, die aber als verklärter, von äußeren und inneren Feinden immer heftiger bedrohter Sehnsuchtsraum als Heimat definiert wird. Das Klischee als Ideologie. Kitsch als Überlebensmodell!

Mit Klischees war ich immer wieder konfrontiert. Als Kind, so schrieb einmal ein bekannter österreichischer Kritiker, erlerne man eine fremde Sprache kinderleicht. In einem Artikel unterstellte er mir, ich maße mir die Rolle und das Schicksal eines Migranten an, denn ich sei ja schon als

kleines Kind nach Österreich zugewandert. In Wirklichkeit sei ich somit ein „echter Österreicher“. Letzteres bestreite ich nicht.

Doch als ich in dieses Land kam, beherrschte ich die Sprache nicht. Stumm war ich, taub und fremd. Und kinderleicht erlernte ich die Angst.

Stumm war ich, obwohl doch all die anderen Deutsch sprachen, *po nemetski*, wie es auf Russisch heißt - die Sprache der Stummen.

Zwei Identitäten sind weniger als eine, heißt es, und drei sind weniger als zwei. Doch als sich mir die Sprache nach und nach erschloss, wuchs mir die Fremde zu und wurde mir zum Zwischenraum.

Die Freunde meiner Volksschulzeit waren allesamt Einwanderer wie ich, und wenn ich heute manchmal den Bezirk in Wien besuche, in dem ich aufgewachsen bin, die Brigittenau, wechsele ich automatisch die Sprache, beginne in meiner Muttersprache zu denken, vergesse, dass ich in Österreich bin, und kann mir kaum vorstellen, dass es auch Einheimische gibt, Eingeborene, die diese Gegend bewohnen. Das ist für mich Heimat - sie hat mit der Vergangenheit alter Briefe, mit der Nostalgie nach oft gehörten Geschichten und der Liebe zu Menschen zu tun, die ich nie gesehen habe, weil sie nie aus Russland ausgewandert und längst gestorben sind, mich aber prägten, wie sie mich heute noch prägen, über ihren Tod hinaus...

Heute redet man von Integration. In meiner Kindheit war dieses Wort noch unbekannt. Damals hieß es, ich solle mich benehmen. Das tat ich, denn ich war ein gehorsames Kind. Ich war ein Migrant, den sich heute jeder Rechtsradikale wünschen würde: fleißig, dankbar, niemals vorlaut, immer frisch gewaschen, freundlich grüßend, weder Moslem noch schwul und schon gar nicht transgender. Trotzdem war ich damals ein „Tschusch“, ein Gastarbeiterkind, ein Fremder.

Je älter ich wurde, desto mehr passte ich mich in Sprache, Mentalität und Gehabe den Eingeborenen an. Langsam, aber stetig begannen sie, in mein Leben zu treten. Bald war ich, bei oberflächlicher Betrachtung, nicht mehr von ihnen zu unterscheiden. Längst war ich nicht mehr stumm und taub. Die Worte klangen mit der Zeit viermal in meinem Ohr: In meiner Muttersprache mit dem alten, dem vertrauten Klang, den allerdings ständig ein neuer Ton zu brechen schien, und in der fremden Sprache, die nun immer mehr zu meiner eigenen wurde. Und manches Wort löste sich gänzlich auf. Die Sprache wurde mein Metier, doch niemals mein Refugium.

Deutsch lernen und Erfolg zu haben, ist noch nicht genug, sagte mir einst mein Lehrer. Wenn du ein richtiger Österreicher werden willst, musst du lachen, wenn alle anderen lachen ... weinen, wenn alle anderen weinen ... schimpfen, wenn alle anderen schimpfen...

Traf ich mich mit Einheimischen, dachte ich wie sie und verhielt mich wie sie. Meine Eltern, sowie andere Immigranten, erschienen mir plötzlich altbacken, weltfremd, misstrauisch, unfähig, sich in ihrer neuen Umgebung zurechtzufinden. Sie waren zynisch: Humanität, Menschenrechte, Demokratie waren für sie nur leere Worte. Sie glaubten, mehr gelitten zu haben als andere, waren wütend auf die Welt, am meisten aber auf sich selbst... Mit gelassenem Wohlwollen blickte ich auf sie herab, hatte aber Verständnis.

Sobald ich aber mit Immigranten aus meinem Geburtsland beisammen war, änderte sich meine Einstellung. Ich passte mich nicht nur an, ich dachte tatsächlich anders und legte mein anderes Ich vorläufig ab. Die Österreicher wurden wieder zu fremden Eingeborenen, konsumgetrieben, pedantisch und allesamt ein klein wenig beschränkt, oftmals bössartig, aber auch oberflächlich, vom guten und sorglosen Leben im Westen verwöhnt und dadurch meist recht naiv. Man lachte über ihre Problemchen, und ich lachte mit, hatte aber Verständnis.

Als Teenager begann ich Tagebuch zu führen. Ich versuchte alles festzuhalten, was ich nie mehr vergessen wollte. Doch was ich vergessen musste, vergaß ich schließlich trotzdem, und was ich aufschrieb, war bald keine Chronik mehr. Die Wirklichkeit erschien mir als karge und trockene Oberfläche dessen, was ich als eigentliche Wahrheit hinter der Wirklichkeit zu erkennen glaubte. Es war nicht allzu schwer, zu dieser Wahrheit vorzustößen. Ich brauchte sie nur zu erfinden. Dabei gab ich selten dem Wunsch nach, die Ereignisse so niederzuschreiben, wie ich sie gerne erlebt hätte. Mogeln wollte ich nicht. Phantasie war eine ernste Angelegenheit. Manchmal versuchte ich mir vorzustellen, was geschehen wäre, wenn ich in bestimmten Situationen anders reagiert hätte. Dann fügte ich Traumsequenzen oder kleine Zusatzerzählungen ein. Zur Realität der Welt in ihrer Gesamtheit gehörte immer auch der Konjunktiv. Die Realität der Welt war vielschichtiger als die Realität der Fakten, aber ich vergaß nie, auf welcher Bewusstseinssebene ich mich gerade befand.

Die meisten meiner Geschichten sind aus Erfahrung und Anschauung und aus deren kreativer Ergänzung entstanden. Nur so hatte ich das Gefühl, die Welt als stimmiges Ganzes zu erleben. Manchmal frage ich mich, ob Kreativität nicht bedeutet, eigene Vorstellungen so lange zu hinterfragen und zu variieren, bis sie den scheinbar fremden Gegebenheiten oder irritierenden Eindrücken eine Dimension des Vertrauten und somit Greifbaren geben.

Soweit die Fiktion als Ergänzung zu Selbsterlebtem eine symbolische und allgemein gültige Dimension besitzt, kann sie, wie ich glaube, zu guter Literatur werden. Wenn ich beim Schreiben das Gefühl habe, dass das Erlebte oder das Erinnerte sowie das Erinnerte, das man nachträglich als Erlebtes wahrnimmt, etwas widerspiegelt, das über die eigene Person hinausgeht, in dem sich also auch andere Menschen spiegeln könnten, dann kann daraus etwas Wertvolles entstehen. Außerdem ist Qualität natürlich eine Frage der Form. Als jemand, der Deutsch relativ früh als Kind erlernt hat, besitze ich die Möglichkeit, intuitiv mit der Sprache umzugehen, habe aber eine gewisse emotionelle Distanz zu ihr nie überwinden können. Diese gleichzeitige Nähe und Distanz schärft den Blick. Ich glaube, dass die Fähigkeit zur Distanz ein Wesenszug von Literatur überhaupt ist. Distanzen müssen aufgebaut werden, bevor man eine Wiederannäherung an ein Thema wagen kann. Vielleicht bin ich deshalb besonders selbstkritisch und hinterfrage die einfachsten Sätze. Außerdem hat für mich kein einziges deutsches Wort seine Fremdheit zur Gänze verloren. Darin liegt aber die Chance, den Worten einen neuen, manchmal überraschenden Sinn zu geben oder sie in einen ungewohnten Kontext zu stellen.

Zwei Identitäten sind weniger als eine, behauptete einmal ein kluger, eitler Mensch. Genügsam ruht er in der Fülle seiner selbst. Ich aber bin stets unterwegs und breche immer wieder die Grenzen meines Zwischenraumes auf.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Ossip Mandelstam

Leningrad

Zurück in der Stadt, in Tränen geschaut,
bis zu Schmerzen und kindlicher Krankheit vertraut.
Du bist wieder zurück – also schlucke nur schnell
jenes Fischfett der Lampen am Fluss, die noch hell!
Und sieh den Dezember, bevor er erlischt,
wo dem Unheil des Teeres das Eigelb gemischt.
Petersburg! Will nicht sterben,
ein Weilchen noch leb' ich hier still,
da bei dir alle Nummern, die ich anrufen will.
Petersburg! Paar Adressen besitze ich hier,
finde Stimmen, die nun schon im Totenrevier.
Und ich wohne im Dunkeln, im Hinterhaus,
den Klingelknopf reißt wie Fleisch man heraus.
Teure Gäste erwarte ich nachts bei mir,
an den Fesseln rühr' ich, den Ketten der Tür.
Dezember 1930

Осип Мандельштам

Ленинград

Я вернулся в мой город, знакомый до слез,
До прожилок, до детских припухлых желез.
Ты вернулся сюда, так глотай же скорей
Рыбий жир ленинградских речных фонарей,
Узнавай же скорее декабрьский денек,
Где к зловещему дегтю подмешан желток.
Петербург! я еще не хочу умирать:
У тебя телефонов моих номера.
Петербург! У меня еще есть адреса,
По которым найду мертвецов голоса.
Я на лестнице черной живу, и в висок
Ударяет мне вырванный с мясом звонок,
И всю ночь напролет жду гостей дорогих,
Шевеля кандалами цепочек дверных.
Декабрь 1930















Janez Zalaznik

Die Stadt zwischen Beklommenheit und poetischer Huldigung.

Zur Fotoserie „Ljubljana- Poesie einer leeren Stadt“ von Bernhard Hinz

Es sind schon beinahe zwei Jahrhunderte seit den Pionierleistungen auf dem Gebiet der Fotografie vergangen. Die erste vollkommen klare und dauerhafte fotografische Aufzeichnung stammt vom französischen Maler und Fotografen Louis Daguerre. 1838 nahm er aus dem Fenster des obersten Stockwerks eines Wohnhauses im Zentrum von Paris den Blick auf eine breite Allee auf. Der *Boulevard du Temple* gilt zwar als die erste Fotografie, auf der eine menschliche Figur abgebildet ist; seine Zeitgenossen fragten sich aber beim Anblick der Aufnahme vor allem, wohin der ganze Rummel der Fußgänger und Pferdekutschen verschwunden ist, der für diesen Boulevard sonst charakteristisch ist. Es scheint auf den ersten Blick nämlich, als blicke man auf eine leere Straße, auf einen Großstadtausschnitt, aus dem alles Leben verschwunden ist. Die einsamen Figuren des Schuhputzers und seines Kunden genügen nicht, um die Szene nicht als eine Abbildung einer leeren Strasse wahrzunehmen. Es scheint verständlich, dass es den Fotohistorikern gelegen kam, auf dem allerersten Foto die Anwesenheit von Personen hervorzuheben; nicht minder gerechtfertigt scheint es jedoch zu bemerken, der *Boulevard du Temple* biete den Anblick einer leeren Straße in einer Metropole. Letzteres war gewiss nicht die Intention des Autors, sondern ein unausweichliches Ergebnis der Aufnahmetechnik. Die begrenzten technischen Leistungen der Objektive und der chemischen Vorgänge bei der Aufzeichnung des Bildes auf der versilberten Kupferplatte verlangten nämlich eine Belichtungszeit von mehr als fünf Minuten, die waren aber viel zu lang, in der Aufnahme bewegte Passanten und ratternde Kutschen festzuhalten. Ausserdem nahm Daguerre drei

Fotografien des Boulevards zu verschiedenen Tageszeiten auf, was darauf hinweist, dass er nicht an den Personen interessiert gewesen ist, sondern zuallererst am Einfluss des Lichts auf die Gestaltung der fotografischen Aufnahme.

Die Aufnahmen von Straßen, Plätzen, Bauten und Denkmälern, Parks und Ufern wurden zu einer Konstante in der relativ kurzen Geschichte der Fotografie. Das Interesse der Fotografen an den Städten zeigt sich vorrangig an zwei Extremen: einerseits an der sogenannten Straßenfotografie, bei der die Konzentration auf den abgebildeten Menschen liegt, die am Stadtleben beteiligt sind, und andererseits an Aufnahmen, deren Augenmerk auf die Stadtarchitektur und der urbanen Spezifik der einzelnen Städte gerichtet ist. Das Interesse an der Architektur als bildnerischen Ausgangspunkt der Fotografie war im 20. Jh. bei den russischen Konstruktivisten und den amerikanischen als auch den deutschen Fotografen stark ausgeprägt. In den Vereinigten Staaten verlief dieser Trend parallel mit der amerikanischen realistischen Malerei des frühen 20. Jahrhunderts, und in Deutschland gemeinsam mit der Kunst der Neuen Sachlichkeit auf der einen und den modernistischen Trends des Bauhauses auf der anderen Seite. Die Düsseldorfer Fotoschule mit Bernd und Hilla Becher, die mit den Werken ihrer Schüler Andreas Gursky, Candida Höfer, Thomas Ruff, Thomas Struth und anderen von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis in die Gegenwart reicht, hatte großen Einfluss auf die Entwicklung der Fotografie. Auch heute, in Zeiten, in denen fotografisches Festhalten jedermanns Bedürfnis geworden ist, wünschen sich Touristen, Wanderer, Amateur- und Profifotografen mitunter, einen bestimmten Ausschnitt des Stadtbildes ohne Menschen aufnehmen und die Vedute der Stadt in ihrer reinen Erscheinung aufzeichnen zu können. Was sich zumeist als schwierig erweist, auch wenn man wie Daguerre lange Belichtungszeiten wählt oder andere Methoden verwendet, die von der modernen Fototechnik geboten werden.

Bernhard Hinz, im Buchhandel und im Bibliothekswesen tätig, ein Mensch vielfältiger Interessen und Autodidakt in der Fotografie zog 2010 aus seiner Heimatstadt Berlin nach Ljubljana. In seiner neuen Umgebung widmete er sich wieder intensiv der Fotografie – er wollte Ljubljana auch durch das Objektiv kennenlernen. In verschiedenen Fotostrecken, die er im

letzten Jahrzehnt anfertigte, beobachtete er die Stadt in Details und Ausschnitten. Unbelastet von der Stadthistorie oder der Bedeutung einzelner Bauwerke, Standorte und Wohngebiete, fand er hier mannigfaltige Möglichkeiten zur Herausarbeitung mehr oder weniger abstrakter Farb- oder Schwarzweißkompositionen. Mit diesen Arbeiten bewies er sein Gefühl für bildnerische Feinheiten innerhalb der Festlegungen der Minimalistischen Fotografie, wobei er sich der Ästhetik des Bauhauses annäherte, was sein Zyklus aus dem Bauhaus Dessau beweist. Die Serie „*B-Seiten der Architektur*“ führt seinen Blick in übersehene Hinterhöfe und weniger sichtbare und attraktive Architekturwerke, bei den Zyklen mit klar erkennbaren Motiven (*Friedhof Žale, Denkmal für die Opfer aller Kriege, Moschee, Platz der Republik* und weitere) interessieren ihn, ähnlich wie bei den minimalistischen Serien, zuvorderst bildnerische Fragen zu Form, Muster, Textur, Farbe oder die Gewichtung von Licht und Schatten. Bei der Mehrzahl dieser Fotografien bedient sich Bernhard Hinz enger Ausschnitte, wodurch die abgebildeten Objekte aus einem breiteren urbanen Kontext gelöst werden. Außer bei den Aufnahmen von Jazzkonzerten bezieht Hinz in seine Kompositionen Menschen nicht mit ein.

Der größte Teil der Welt wurde im März 2020 von der Pandemie heimgesucht, die vom Covid-19-Virus verursacht wurde. In vielen Ländern wurden scharfe Maßnahmen zur Eindämmung in Form von Einschränkungen der Bewegungsfreiheit und der Eingrenzung der Städte eingeführt. Slowenien bildete hier keine Ausnahme – die Maßnahmen beinhalteten Einengung der Kontakte, Polizeistunde und die Empfehlung, die eigenen vier Wände nur in Ausnahmefällen zu verlassen. Über einen Monat blieben die Straßen, Plätze und Parks praktisch menschenleer. Hier und da zeichnete sich in der Leere der Stadtvedute ein einsamer Essenssteller, Briefträger oder rarer Spaziergänger ab. Die Städte wurden, durch tragische und quälende Umstände entleert, bis auf ihre Architekturskelette entblößt. Räume, die der Geselligkeit, dem Spazieren, der Arbeit oder nur dem Flanieren zu dienen hatten, zeigten sich den wenigen Bewohnern, die unterwegs waren, als entleerte urbane Konstruktionen. Viele Fotografen nutzten diese Möglichkeit, um die Leere des Stadtbildes zu dokumentieren. Bei der Sichtung des Fotobestands verschiedener Autoren, die zur gleichen Zeit die gleichen Örtlichkeiten in Ljubljana fotografierten, entdeckt man

heute, was für unterschiedliche Antriebe sie geleitet haben, welche verschiedenen Interpretationen der Zustände sie lieferten. Man ist erstaunt, dass die praktisch gleichen Motivursprünge diese Vielfalt der Sichtweisen hervorgebracht haben. Bei einigen erkennt man die Betonung der Beklommenheit, dem Unwohlsein und der Angst, die hinter den Wänden zu spüren war, andere wiederum wandten sich der metaphysischen Surrealität der leeren Stadt zu, abermals dritte verbanden die leeren Straßen mit den Elementen der Pandemie oder dokumentierten die kurzlebigen Graffiti, die auf den Wänden sprossen und über Nacht wieder verschwanden, die die Beklommenheit und den Widerstand der Bevölkerung zum Ausdruck brachten.

Bernhard Hinz aber entdeckte im entleerten Ljubljana eine Poesie, die vordem unter dem Mantel der allanwesenden Menschenmengen verborgen blieb. Er lichtete einen Monat lang systematisch die Orte ab, die ihm vertraut waren, aber erst unter diesen Umständen als reine „Architektur“ notiert werden konnten – als ein Geflecht abstrakter Formen, Texturen, Muster. Hinz entsagte der Farbe und starken tonalen Kontrasten, um die Poesie des Ortes zu betonen, den er als den seinen erkannt hatte, um „seiner“ Stadt die gebührende Zuneigung und Bewunderung zollen zu können. Die Erfahrung einer „objektiven“ Fotografie, die er aus der deutschen Fotoschule mitgebracht hatte, ließ er einen Monat ruhen, um sich der Welt des subjektiven poetischen Ausdrucks hinzugeben. Die engen Ausschnitte, prägende Charakteristik der früheren Fotozyklen, wurden von einem breiten Blickwinkel abgelöst. Stärker als die Beklommenheit der Zeit, spiegelt die Weichheit der Grautöne, in der die Fotografien entstanden, die Zuneigung des Autors zu seiner Stadt wider. Die große Mehrzahl der Bilder kommt ohne jegliche menschliche Figur aus, was unausweichlich bittere Melancholie vermittelt, und besonders angesichts der weiten leeren Stadtflächen unvermittelt wirkt, einer unerwarteten Gedichtzeile nicht unähnlich.

Übersetzung aus dem Slowenischen von Brane Čop

